StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.

StuDeO – INFO Dezember 2006

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Einzelpersonen	€ 20 / US $ 25 / CAN $ 31
Ehepaare	€ 27 / US $ 34 / CAN $ 42 / juristische Personen € 75
Konto des StuDeO	Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30; IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFF Kontoführung: Carl Friedrich, Schatzmeister
Konto in den USA	Members in North America are requested to send payments the form of checks – made out to Franz T. Geyling – to Franz T. Geyling, PhD

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag" oder „Spende" vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 100 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt der Schatzmeister Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Karin Bolognino.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten (pauschal € 25,00 pro Tag), richten Sie bitte an die Verwalterinnen Renate Jährling oder ***.

Impressum

HERAUSGEBER
Studienwerk
Deutsches Leben
in Ostasien e.V.
(StuDeO)

REDAKTION
Ernst-Dietrich Eckhardt

Die StuDeO-INFOS erscheinen dreimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 15. Februar / 15. Juli / 15. Oktober
Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling.

Titelbild – Tischdecke „Die Unvollendete" mit Unterschriften der Frauen und Kinder, die sich von 1940 bis 1941 im „Schutzlager" Tjibadak auf Java befanden, genäht und gestickt von Änne Jährling. Näheres siehe S. 9-10.

(***) Hinweis: der Klarname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe

StuDeO-Vorstand

VORSITZENDER
Dr. Dieter Lorenz-Meyer

STELLV. VORSITZENDE
Archiv-Sammelstelle
Renate Jährling

SCHATZMEISTER
Carl Friedrich

SCHRIFTFÜHRERIN
Karin Bolognino

REDAKTION
Ernst-Dietrich Eckhardt

FOTOTHEK
***

SONDERAUFGABEN
Henning Blombach

KONTAKTE SHANGHAI
Peter Cortum

KONTAKTE SÜDCHINA
Pastor Reinhard Gilster

Liebe Freunde und Mitglieder des StuDeO!

Das vergangene Jahr war für StuDeO erfolgreich. Obwohl wir manchen Todesfall im Kreise unserer Mitglieder zu beklagen hatten, ist unser Verein weiter deutlich gewachsen. Das freut uns natürlich und versetzt uns in die Lage, unser Forschen, Sammeln und Archivieren nicht nur fortzusetzen, sondern auch zu erweitern und zu vertiefen. Dabei bemühen wir uns, möglichst alle Regionen Ost- und Südostasiens gleich stark im Fokus zu halten.
Auch unser schönes Wolfgang Müller Haus in Kreuth möchte ich Ihnen ans Herz legen. Um die Unterhaltskosten zu decken, stellen wir es auch als Feriendomizil gegen geringe Gebühr zur Verfügung. Ich habe mich selbst davon überzeugt, wie wunderschön das Haus liegt, und kann mir erholsame Ferientage dort gut vorstellen. Leider konzentriert sich das Interesse auf die Zeit der Schulferien, weswegen wir manchem Interessenten zu unserem Bedauern absagen mußten. Überlegen Sie doch bitte, ob Sie sich nicht auch außerhalb der Ferienzeit dort ein paar Tage der Entspannung gönnen sollten.
Ich bin sicher, daß Sie auch im vorliegenden Heft wieder viel Interessantes und Wissenswertes finden werden. Ich wünsche Ihnen viel Freude bei der Lektüre und verbinde damit meine besten Wünsche für ein gesegnetes Weihnachtsfest und gute Gesundheit, viel Glück und Erfolg im Neuen Jahr für Sie und Ihre Lieben!

Ihr Dieter Lorenz-Meyer

Verfremdete Weihnacht

Ich habe allerlei Erinnerungen an Weihnachtsfeiern in Asien: An den Heiligabend-Gottesdienst in der St. John's Cathedral in Hong Kong. Das Klima war angenehm milde. Die Kirchentüren blieben offen. Und wenn ich vorne am Altar stand, konnte ich die großen Palmen im Garten sehen. An den Gottesdienst in der Deutschen Botschaft in Peking. Meistens herrschte dann eine Kälte, wie ich sie von Deutschland her nicht kannte. Oder an den Weihnachtsgottesdienst in Manila. Bei der großen Hitze bogen sich die Kerzen am Baum (es brauchte Phantasie, um darin eine Tanne zu sehen). Verfremdete Weihnacht.
Ein paar Jahre zuvor hatte ich mit einer Gemeindegruppe Israel besucht. Wir waren auch auf dem Hirtenfeld bei Bethlehem gewesen. Auch dort äußere Umstände, die nicht paßten, die eher störend waren: Sonnenschein statt Kerzenlicht, statt Stille dudelnde Weihnachtsmusik aus Lautsprechern in den Bäumen. Verfremdete Weihnacht.
Obwohl es damals anders als heute politisch eher ruhig war, hörten wir ein paar Tage später von Anschlägen und Kämpfen in jener Gegend. Da noch die Engelsbotschaft „Friede auf Erden" und hier die Meldungen vom Unfrieden. Kann man sich damit beruhigen, der fromme Text des Lukas-Evangeliums stehe auf einem anderen Blatt; er habe nichts mit dem zu tun, was sich damals wie heute im Nahen Osten zuträgt? Oder was es an wirtschaftlichen und politischen Ungerechtigkeiten in Ländern Asiens gibt? Oder was bei uns Schlimmes geschieht?
Die Weihnachtsszenerie in fremden Ländern entstellt und verdeckt oft das Wunder der Weihnacht. Mehr noch: Das Geschehen in der Welt steht im äußersten Gegensatz zu Weihnachten. Aber auch das eigene vertraute Feiern stimmt nicht mit dieser Botschaft überein, die „wie aus einer anderen Welt an die unsere kommt". Sie lautet: Es bestehe kein Grund zur Furcht, vielmehr zu großer Freude, weil uns der Erlöser geboren ist; deshalb sei es an der Zeit, Gott die Ehre zu geben und Frieden zu erwarten.
Die Bibel entwirft aber keine Friedenspolitik. Sie sagt: Jesus ist der Friede in Person. Und gerade deshalb ist er wie ein Fremdling in der Welt. Man hatte für ihn keinen Raum und stieß ihn wieder aus (oft tat das auch die Kirche). Der Theologe Gerhard Ebeling, der einmal die Gemeinde in Hong Kong sehr beeindruckte, sagt dazu: In Jesu Erscheinung berührt uns eine so wahre Menschlichkeit, wie nur Gott selbst menschlich sein kann, eine hingebungsvoll sich opfernde Liebe zur friedlosen Welt, wie nur Gott selbst sie lieben kann.
Wenn daran zu Weihnachten erinnert werden soll, dann ist beides wichtig: Das Wahrnehmen der oft so schrecklichen Weltverhältnisse, die uns die Weihnachtsbotschaft so sehr verfremden (mehr als jedes ungewohnte Klima in fernen Ländern). – Und dennoch die Offenheit des Herzens für eine Liebe, die durch nichts widerlegt werden kann.
Für die Festzeit und für das neue Jahr wünsche ich uns allen Gottes Frieden.

Ihr Reinhard Gilster

Das StuDeO gratuliert sehr herzlich seinen Mitgliedern und Freunden, die im Jahre 2006, hochbetagt, ihren Geburtstag begehen konnten, und wünscht ihnen alles erdenklich Gute.

Mehr als 100 Lebensjahre erreichte:

Irene Noll	105 J. in Weinheim

90 und mehr Lebensjahre erreichten:

Lothar Biller	99 J. in Isernhagen
Ilse Vornhecke-Husmann	98 J. in Versmold
Ruth Weiss	98 J. in Beijing
Kurt Zöllner	98 J. in Bonn
Ursula Bareuther-Nitze	97 J. in Stuttgart
Rolf A. Blume	97 J. in Montclair/USA
Claus Correns	97 J. in Tutzing
Gustav A. Favorke	97 J. in Bühl
Eleonore Orth-Menges	97 J. in Hamburg
Edith Rasch	97 J. in Weinböhla
Erna Scheel-Kluge	97 J. in Leland/USA
Rudolf Krüer	96 J. in Bremen
Ruth Wilberg	96 J. in Berlin
Walter Exner	95 J. in Bad Wildungen
Emily Fabel	95 J. in Hamburg
Margot Lenigk	95 J. bei San Francisco
Rudolph Voll	95 J. in Hongkong
Gottfried Weiss	95 J. in Grünwald
Eva Coermann-Koops	94 J. in Hamburg
Wolfgang Franke	94 J. in Berlin
Ena Junkel	94 J. in Los Angeles
Richard Pasemann	94 J. in München
Helmut Rothkegel	94 J. in Somerset W./SA
Carl Bürger	93 J. in Hamburg
Erika Denklau	93 J. in Hamburg
Ilse Drebing-Frank	93 J. in Schwetzingen
Maria Bruns-Wagenknecht	92 J. in Immenhausen
Ilse Martin Fang	92 J. in Cambridge/USA
Ernst Reiner	92 J. in Gummersbach
Albrecht Röhreke	92 J. in Aumühle
Alec Siemssen	92 J. in Wentorf
Anneliese Veit-Sachse	92 J. in Frankfurt
Hertha Wölcken-Gipperich	92 J. in Alfeld
Hermann Basel	91 J. in Berg.-Gladbach
Albert Frank	91 J. in Marl
Ursula Frese-Berg	91 J. in Wedel
Edith Heinisch-Lindmeyer	91 J. in Berlin
Uwe Jensen	91 J. in Hamburg
Wilhelm Mann	91 J. in Berlin
Ursula Marshall-Grohmann	91 J. in Aumühle
Emil Schad	91 J. in Kornwestheim
Helene Sonntag-Triebe	91 J. in Allambie-H./Aus
Max Tiefenbacher	91 J. in Aumühle
Erwin Wickert	91 J. in Remagen
Lotte Arnt	90 J. in Wetzlar
Berta Kleimenhagen-Steybe	90 J. in Stuttgart
Prof. Ma Tsie	90 J. in Passau
Maria Wichmann-Redlich	90 J. in Aachen

85 und mehr Lebensjahre erreichten:

Barbara Pasemann-Gerngroß	89 J. in München
Hilda Zensen-Grahner	89 J. in Bornheim
Ursula Correns-Vischer	88 J. in Tutzing
Barney Egan	88 J. in Oberwart/Ö.
Gerda Ehrhardt-Sachse	88 J. in Gera
Elinor Hoffmann-Göldner	88 J. in Neapel
Gisela Krüger/Laudien	88 J. in Oldenburg
Ruth Küther-Klein	88 J. in Hemmoor
Irma Müller-Dübgen	88 J. in Hamburg
Herta Reiner	88 J. in Gummersbach
Elisabeth Zanker	88 J. in Marbach
Walter Dello	87 J. in Sault Ste. Marie
Vera Katzenberger-Bader	87 J. in Baldham
Carolina Kiessling	87 J. in Koblenz
Werner Kiessling	87 J. in Koblenz
Erika Stähle-Wittig	87 J. in Ludwigsburg
Ernst Zander	87 J. in Eckernförde
Wolfgang de Beauclair	86 J. in Englewood/USA
Helga Becker	86 J. in Fellbach
Elisabeth Huwer	86 J. in Berchtesgaden
Ursula Jensen	86 J. in Hamburg
Elsie Margaret Kiesow	86 J. in Ludwigshafen
Hanna Krupski-Busse	86 J. in Vierkirchen
Annelen Steinfeldt-Widmann	86 J. in Bremen
Ursula Frommelt-Statz	85 J. in Düsseldorf
Carsten Grodtmann	85 J. in Vevey
Edith Günther-Körner	85 J. in Wentorf
Jutta Jäger-Maurer	85 J. in Bremen
Inge Koch-Kniepf	85 J. in Williamson/USA
Inge Kutzbach-Breuer	85 J. in Stuttgart
Marlies Poppenhäger-Stielow	85 J. in Gummersbach
Wera Schoenfeld-Siemssen	85 J. in Aumühle
Helga Selig-Trapp	85 J. in München
Horst-Harold Smith	85 J. in Salvador/Bahia
Ellinor Stingl-Rumpf	85 J. in Lewisville/USA
Martha Strasser-Klein	85 J. in Icking
Esther Unger-Gehrmann	85 J. in Starnberg
Lola Westendorf-Parge	85 J. in Hamburg

†

Gott kann das dunkle Gestern in ein helles Morgen verwandeln.
Martin Luther King

Monika Krüer	31.01.2005	52 Jahre
Elisabeth März geb. Pötting	21.06.2005	71 Jahre
Dora Reinhardt	29.09.2005	95 Jahre
Georg Hildebrandt	01.12.2005	91 Jahre
Alfred Zernecke	18.12.2005	91 Jahre
Kurt Woltersdorff	04.01.2006	77 Jahre
Werner Busse	11.02.2006	87 Jahre
Hellmuth Kallina	14.02.2006	87 Jahre
Hans Henning Bretschneider	23.03.2006	66 Jahre
Haide Saefkow	02.04.2006	76 Jahre
Jutta Rall-Niu	10.04.2006	77 Jahre
Maedi Klicker-Haesloop	09.05.2006	67 Jahre
Renate Krause-Becker	10.06.2006	81 Jahre
Jutta Balser-Schimmelfennig	20.06.2006	85 Jahre
Horst Henke	27.06.2006	71 Jahre
Gerhard Fischer	03.07.2006	84 Jahre
Jürgen Schwarzenburg	04.07.2006	72 Jahre
Margarete v. Frowein-Klein	07.07.2006	87 Jahre
Walter Henn	13.08.2006	93 Jahre
Gustav Steenken	26.08.2006	fast 98 Jahre
Gretel Krüer-Reitzig	06.09.2006	91 Jahre
Fred Barnett	07.10.2006	83 Jahre

Mit Gerhard Fischer in Tamil Nadu

Zu seinem Tod am 3. Juli 2006

Hilke Veth

September 2002. Rotes Rathaus, Berlin. Ein Saal in einem der oberen Stockwerke. Der hochgewachsene weißhaarige Herr, der hier einen Diavortrag hält, redet frei, mit kräftiger, eindringlicher Stimme, begleitet von lebhafter Gestik. Er scheint derlei gewöhnt, hat schon oft über das Thema geredet. Es ist nicht irgendeins, es ist sein Thema, das ihn erfüllt: die Arbeit für Lepra- und Poliostationen in Indien. Ab und zu fixieren seine strahlend blauen Augen unter den kräftigen, weißen Brauen die Anwesenden. Wie um sie anzustecken mit seinem Engagement, mit seiner Energie.

Erste Begegnung mit Gerhard Fischer auf den Asien-Pazifik-Wochen in Berlin. Tatsächlich zielt der Vortrag aufs Bekanntmachen der Projekte und das Gewinnen von Sponsoren. Jährlich reist der über 80jährige sechs Monate durch Deutschland, hält seine Vorträge, spricht mit möglichen Sponsoren. Die anderen sechs Monate ist er in Indien unterwegs, zu den fünfzehn Stationen, in denen er engagiert ist. Seit seinem 60. Lebensjahr, nach seiner Pensionierung als Botschafter hat sich Fischer mit Lepra- und Poliohilfe beschäftigt und so große Verdienste erworben, daß die indische Regierung ihm 1997 den renommierten Gandhi-Friedenspreis verlieh. Mit dem Preisgeld von einer halben Million DM gründete er eine Stiftung.[1] Sie dient der Sicherung der Projekte.

Vier Monate später. Wir sind nach Chennai geflogen, um Fischer auf einer Reise zu Stationen im Süden Indiens zu begleiten. Das ehemalige Madras ist ein wichtiger Ort für seine Karriere und für sein späteres Engagement. Zum Vorgespräch lädt er ins Taj Connemara ein, ein aus der Kolonialzeit stammendes, hochmodern renoviertes Hotel. Er kennt es noch aus den Jahren 1960 bis1964, als er hier das deutsche Generalkonsulat leitete. Als Generalkonsul konnte Fischer wirtschaftlich, politisch und kulturell wichtige Kontakte pflegen und initiieren, den Aufbau eines Braunkohlekombinats und einer Technischen Hochschule ermöglichen. Nicht alles, was er erreichen wollte, gelang. So überzeugte er die Herren von VW nicht, die von Bosch nur mit Mühe, in Indien zu investieren, wie er uns erzählt. Seinem Bericht ist der Ärger über die Borniertheit so mancher deutscher Bosse anzumerken. In Madras meldete sich damals die deutsche Ärztin Dr. Elisabeth Vomstein bei ihm. Sie war aus Deutschland gekommen, um in einem Dorf südwestlich der Stadt Lepröse zu betreuen. Fischer verschaffte ihr eine Arbeitsbewilligung und begleitete sie nach Chettipatty. Der Beginn einer langjährigen Bekanntschaft, auch der Zusammenarbeit. Immer wieder wird er voller Bewunderung von ihr sprechen, die sich in einfachsten Bedingungen für die Ausgestoßenen der Gesellschaft engagierte.

Bei Fahrten durch Chennai, der fast sechs Millionen Einwohner zählenden größten südindischen Stadt, zugleich die Hauptstadt von Tamil Nadu, ahnen wir die Widersprüche, die das heutige Indien prägen. Moderne Geschäftshäuser und Hotels zwischen alten Kolonialbauten, der britischen Festung St. George und hinduistischen Tempeln. Backsteinhäuser neben Lehmhütten, die französische St. Thomas Cathedrale unweit von Lattenverschlägen, in denen ganze Familien am Strand hausen. Moderne und Tradition, Reichtum und Armut, europäische und indische Kultur zugleich. Die Begegnung mit sozialen Problemen folgt am nächsten Morgen. Fischer führt uns ins „Banyon", ein Haus für „Homeless Women" am Rande der Stadt, das er unterstützt. Die beiden jungen Inderinnen, die es gegründet haben, empfangen ihn herzlich, auch einige der Heimatlosen freuen sich. Das Banyon ist die einzige Einrichtung dieser Art in Indien. Trotz wirtschaftlichen Aufschwungs, trotz kommunistischer Regierungen in manchen Staaten: das Kastensystem in den Köpfen und die Vorstellung, man habe sich seine Inkarnation verdient, verhindern ein effektives soziales Engagement. Unterstützung aus der westlichen Welt, Missionen der Kirchen, Entwicklungshilfe, Einzelinitiativen wie die von Fischer greifen hier.

Als wir uns am Bahnhof treffen, staunen wir: Bekleidet mit hellem, kurzärmligem Hemd, khakifarbener Hose, festen Schuhen, in der Hand eine kleine Reisetasche mit dem Notwendigsten... Und

[1] Spendenkonto: „Lepra Hilfe Gerhard Fischer", Kreissparkasse Traunstein-Trostberg, Kontonummer 162172, BLZ 71052050

doch: in der Masse der Inder fällt seine hohe Gestalt, sein herrschaftlicher Gang immer ins Auge. Nach achtstündiger Fahrt in einem klapprigen Zug Ankunft in einer Kleinstadt. Dort empfängt uns Laurence, ein vielleicht dreißigjähriger Inder, er fährt uns über löchrige Straßen und Sandwege nach Chettipatty. Die Zimmer, in denen wir unterkommen, sind karg eingerichtet, aber es gibt ein Bad mit fließendem Wasser. Luxus, kommentiert Fischer. „Als ich hier vor 20 Jahren anfing, gab's das alles nicht." Schlicht, aber ausreichend auch das Mahl, das trotz der späten Stunde noch serviert wird. Gegen sechs Uhr wecken uns die Krähen. Fischer, bekleidet mit einem Doti, einem Tuch, das auch indische Männer tragen, empfängt uns vor der Tür. Er hat schon seinen Rundgang gemacht, die Leprösen, die hier leben, begrüßt, nach Post geschaut. Auf dem Gelände wurden zeitweilig an die 2.000 Patienten betreut, heute stehen viele Gebäude leer, nur etwa zwanzig Lepröse leben ständig hier, desgleichen sieben Schwestern, die einem französischen Orden angehören. Sie und zwei Ärzte betreuen dazu Kranke aus der Umgebung stationär. Eine Geisterstation, nennt Fischer den Ort und erzählt von damals, als er half, das Projekt aufzubauen, er über Land fuhr, um aufzuklären und Lepröse zu animieren, schon im Frühstadium zur Behandlung zu kommen. Seit den 70er Jahren ist Lepra heilbar. Aber immer noch gibt es Vorurteile, immer noch werden die Kranken ausgestoßen. Auf seinen Stationen geht es nicht nur um Therapie, sondern auch um Reintegration. Die Menschen können ein einfaches Handwerk lernen, oder sie bekommen eine Ziege mit Zicklein, um nach der Entlassung sich selbst ernähren zu können. Schwerstkranke, die auf den Stationen leben, werden tätig, in der Wäscherei, in der Poststation, in der Küche. Die Tragik: Im Jahre 2000 hat die indische Regierung erklärt, es gebe den Aussatz nicht mehr. Seitdem werden Gelder gestrichen, Projekte eingestellt. Fischer versucht dagegen anzugehen: führt Gespräche mit Ministerien, trifft sich während unseres Aufenthalts mit dem Bischof. Indien hat heute mit anderen Krankheiten zu kämpfen, besonders mit Aids.

Nach dem Frühstück geht's durch ausgedörrtes Land, über sandige Straßen nach Taramangalam, eine Station für an Polio erkrankte Kinder, die dritte, die Fischer gründete. Während seines Einsatzes für die Aussätzigen entdeckte er, daß Kinderlähmung, eine weitere verheerende Krankheit, nur unzureichend mit Schutzimpfungen bekämpft wurde. Seine Verdienste sind hier sicher ebenso groß wie auf dem Gebiet der Leprabekämpfung. Taramangalam besteht aus Krankenstation, Rehabilitationszentrum, Internat und Schule. Herzlichster Empfang durch eine große Kinderschar. Fischer kennt die meisten, weiß um jedes Schicksal, fragt nach Fortschritten, kennt die Pfleger und Lehrer, nimmt an einer Unterrichtsstunde teil, berät sich mit dem Leiter. Dieses Jahr wird ein neues Gelände gesucht, das alte ist zu klein geworden für alle Aktivitäten.

Gerhard Fischer weiht die Vorschule in Peikulum ein (rechts Hilke Veth) *Foto: Achim Sperber*

Nach einer zehnstündigen Reise im Kleinbus Ankunft in Ayakudi. Hier erleben wir die Einweihung eines neuen Gebäudes, einer Krankenstation. Schließlich nach Peikulum, das größte Projekt, geleitet von zwei poliokranken Indern. Einweihung einer Vorschule mit acht Klassen. Das alles sind unvergeßliche Erlebnisse. Unvergeßlich vor allem Fischer, der unermüdlich sein Programm absolviert, alle möglichen Strapazen in Kauf nimmt, mit den einfachsten Lebensverhältnissen zufrieden ist, furchtlos seine Leprösen umarmt, freudig nach Fortschritten fragt, den Mitarbeitern und Leitern mit Rat, Tat und immer wieder mit Geld zur Seite steht. Man feiert, man ehrt, man beschenkt ihn. Und doch: auch hier ist nicht selten Enttäuschung zu spüren. Nicht immer läuft alles so, wie der alte Herr es sich wünscht, bzw. geplant und abgesprochen hat. Obgleich die Arbeit auf Selbsthilfe zielt: die indische Mentalität ist eine andere als die deutsche, in der Hoffnung auf die nächste Inkarnation ergibt man sich leicht ins Schicksal.

Wo immer es sich ergab: Geschichten über seinen Vater *[Martin Fischer (1882-1961), deutscher Diplomat, von 1907-1944 auf verschiedenen Posten in China, mit Ausnahme der Jahre 1918 und 1920-1925]*, seine Jugend in China, die vielen Stationen während seiner Tätigkeit als Botschafter und später als Asienbeauftragter im Auswärtigen Amt, wenig über Kriegszeit und Gefangenschaft, ein bißchen über das Studium. Und immer wieder auch dies: eigentlich habe er Arzt werden wollen, hatte nach dem Abitur 1940 an der KWS Shanghai

ein Medizinstudium in Peking begonnen, ist dort erstmals Leprösen begegnet, hat sich dann aber zum Kriegsdienst gemeldet und das Studium nach der Gefangenschaft nicht fortgesetzt. Durch seinen Einsatz in Indien hat er das, was vielleicht die Berufung war, auf andere Weise erfüllt. Vielen hat er geholfen, viele werden ihn vermissen, viele seiner gedenken. In seinen Werken bleibt er lebendig.

Trauerrede/Nachruf auf Gustav Steenken

Dirk Steenken

Der Tod meines Vaters war absehbar, aber kam dann doch überraschend schnell. Ich bin immer fest davon ausgegangen, mit ihm seinen 100. Geburtstag feiern zu können.

Er kam 1908 im schönen Oldenburg als zweites Kind des Dampflokomotivführers Georg Steenken und seiner Frau Helene geb. Dierks zur Welt – zu einer Zeit, als die ersten Automobile noch aussahen wie Pferdekutschen ohne Pferde. 1914, als er gerade sechs Jahre alt war, wurden ihm bereits die Folgen des Krieges vor Augen geführt. Am Bahnhof sah er, wie die Soldaten voller Begeisterung mit dem Zug für Kaiser und Vaterland in den Krieg zogen und mit großem Tschingdarassabum verabschiedet wurden. Nur wenige Wochen später kehrten die gleichen Züge mit Toten und Verwundeten zurück – und keiner jubelte mehr.

Nach mageren Kriegsjahren erkrankte seine Mutter schwer und war bis zu ihrem Tode 1924 pflegebedürftig. Zu Zeiten der Inflation mußte er täglich nach der Schule die Besorgungen so schnell wie möglich erledigen, da der Wert des Geldes beinahe stündlich abnahm.

Während der Schulzeit – er besuchte übrigens die Höhere Mädchenschule – hatte er das Glück, Lehrer zu haben, welche hinter der noch jungen Demokratie standen und nicht dem Kaiser nachtrauerten. Die letzten Schuljahre vor dem Abitur 1928 waren von mehr Freude geprägt als seine frühe Jugend. Da Abiturienten damals noch zur Elite zählten, was sie durch das Tragen von Schülermützen zum Ausdruck brachten oder bringen mußten, durften sie in der Öffentlichkeit nicht unangenehm auffallen. Diese widrigen äußeren Umstände führten zur Gründung eines – ich zitiere – geheimen Saufclubs, der seine Treffen in angemieteten Hinterzimmern von abgelegenen Landgaststätten abhielt. Die Freundschaften aus dieser Zeit hielten ein Leben lang.

Zum Studium zog es ihn in die große Stadt Hamburg, wo der Zeitgeist der frivolen 20er Jahre noch zu spüren war. Gustav selbst war wohl auch kein Kind von Traurigkeit – manche behaupten sogar, er sei ein Hallodri gewesen (was immer das sein mag).

Aber die Zeiten wurden auch bald wieder schlechter. Während der Weltwirtschaftskrise mit einhergehender Massenarbeitslosigkeit mußte er sein Studium selbst finanzieren. Er verdiente sein Geld, indem er Vorlesungen von Professoren in Kurzschrift mitschrieb, um sie dann auf seiner Reiseschreibmaschine im Zweifingersystem abzutippen, zum stolzen Preis von 10 Pfennig pro Seite. Er wollte Lehrer werden und wählte die Fächerkombination Deutsch, Englisch, Französisch und Geschichte sowie Völkerkunde und Psychologie im Nebenfach.

Als die Nazis die Macht an sich rissen, war er gerade in den Staatsdienst übernommen worden. Ich bin ein bißchen stolz, daß mein Vater den kollektiven Wahnsinn von Anfang an durchschaut hat und nicht auf die irrsinnigen Hetztiraden hergelaufener Emporkömmlinge hereingefallen ist. Er weigerte sich, seine Schüler mit nationalsozialistischem Gedankengut zu vergiften, was ihm Schikanen und Ärger mit den Vorgesetzten einbrachte. Offene Opposition war aber in Zeiten, in denen jeder ein Denunziant sein konnte, sehr ungesund und nicht anzuraten. Zu dieser Zeit lief man Gefahr, nur wegen eines Witzes über die Führung im KZ zu landen. Und ich bin sicher, Gustav kannte sehr viele Witze.

Er wußte, daß der Krieg bald beginnen würde, und so bewarb er sich zusammen mit seiner Freundin und späteren ersten Ehefrau Renata um eine Stellung an der Deutschen Schule Peking.[1] Daß ihm die Ausreise gelang, verdankt er unter anderem einem glücklichen Zufall. Die Nazis waren mal wieder zum Fackellauf in Nürnberg versammelt und hatten somit keine Zeit, seinen Antrag genauer zu

[1] Renata Schenk kam 1937 als Lehrerin an die Deutsche Schule Tientsin. Ende 1938 folgte ihr Gustav an die Deutsche Schule Peking, und nach ihrer Trauung im Dezember durfte Renata Steenken nach Peking wechseln.

prüfen, sonst hätten sie herausgefunden, daß er oft und gerne bei Juden zur Untermiete gewohnt hat. In der Nacht, in der die Synagogen brannten, verließ er Europa mit dem Dampfer Richtung China.
Die Zeit in China war wohl die glücklichste seines Lebens, wie jeder aus seinen umfangreichen Erzählungen schließen kann. Für einen kleinen Teil ihres Gehaltes konnten sich Gustav und Renata schon Köche und Hausangestellte leisten. Im Urlaub reisten sie des öfteren nach Japan und Korea. Das übrige Geld investierten sie in eine umfangreiche Kunstsammlung. Während die Welt in Flammen stand, genossen er und seine Frau das Leben im Stil der ausgehenden Kolonialzeit. Sie verkehrten in internationalen Kreisen und tranken Tee mit den Kriegsgegnern. Nebenher tätigte Gustav verbotene Devisengeschäfte mit einem europäischen Missionar in Japan. 1946 wurden beide von den Amerikanern mit zwei Koffern nach Deutschland repatriiert. Die Kunstsammlung ging größtenteils bei guten Freunden verloren. Mit seinen damaligen Schülern, welche heute in der ganzen Welt verstreut sind, hielt er bis zuletzt Kontakt.
Zurück im zerbombten Hamburg wurde er sofort wieder in den Schuldienst übernommen, da er aus der Nazizeit nicht vorbelastet war, und leistete fünf Jahre lang pädagogische Wiederaufbauarbeit. 1951 zog es ihn wieder in die Ferne, gleichzeitig sehnte er sich nach einem besseren Leben – raus aus dem grauen, zerstörten Deutschland. Er ging in die USA, wo er in Kalifornien amerikanischen Offizieren die deutsche Sprache beibrachte. 1954 kehrte er zurück nach Deutschland.
Seine erste Ehe war inzwischen geschieden worden. Er beschloß, im Alter von 48 Jahren eine Familie zu gründen, und lernte bald darauf meine Mutter Wanda kennen. Sie bezogen ein Reihenhaus in einer ordentlichen Gegend und zogen drei Söhne groß.
Den zweiten Sohn, meinen Bruder Ralf, kann ich heute entschuldigen. Er kam im Alter von sieben Wochen mit einer harmlosen Sache ins Krankenhaus und nach einer Hirnhautentzündung schwerbehindert wieder nach Hause. Er lebt in einer Wohngruppe in Volksdorf, und sein Erscheinen hier wäre eine zu starke Belastung für ihn.
Gustav lebte in der Welt der Gedanken. Er lehnte es strikt ab, seine kostbare Lebenszeit mit den profanen Nebensächlichkeiten des alltäglichen Lebens zu verschwenden – und er trug die Konsequenzen. Ich bin froh, in einem Klima des regen geistigen Gedankenaustausches aufgewachsen zu sein. Mir wurde die Dialektik praktisch in die Wiege gelegt. Unser Umgangston war nicht immer freundlich – aber ein offenes Wort war ihm allemal lieber als böse Worte hinter seinem Rücken. Die letzten Jahre verbrachte er recht einsam. Nichts hätte er lieber gewünscht, als seine Enkelkinder aufwachsen zu sehen. Leider habe ich es nicht mehr rechtzeitig geschafft, eine Familie zu gründen.
Worte aus vergangener Zeit, wie Freundschaft, Toleranz, Aufrichtigkeit und Anstand sowie ein freier Geist waren ihm stets wichtiger als der äußere Schein oder das Streben nach materiellem Besitz. Seine Zeit ist abgelaufen. Ich weiß nicht, wo er ist, aber ich hoffe, daß es ihm gut geht, wo immer er jetzt auch sein mag.

Die „Unvollendete“ im Beschermingscamp Tjibadak

Zum Titelbild

Marianne Jährling

Eigentlich war das grobe ungebleichte Leinen zum Leichentuch bestimmt. Meine Mutter Änne Jährling kaufte es verbotenerweise in einem „Warong“ (kleiner Laden) am Straßenrand, wickelte es sich um den Leib, um es so in das „Schutzlager“ zu schmuggeln, in das uns die holländische Regierung 1940, als das Dritte Reich die Niederlande überfiel, gesteckt hatte. Uns, das waren meine Mutter, mein Bruder und ich sowie viele andere deutsche Frauen und Kinder, etwa sechzig, aus allen Ecken und Enden Niederländisch-Indiens.
Das Lager, ehemals das Hotel „Trianon“, kein Lustschlößchen, wie der Name versprach, wurde von uns Lagerinsassen bald in „Fata Morgana“ umgetauft. Es lag in der Nähe der Ortschaft Tjibadak in den Bergen südlich von Batavia und war vor dem Krieg ein beliebter Erholungsort. Nachmittagsspaziergänge waren uns erlaubt, doch nur

in die Landschaft, weg von der Besiedelung, und Kontakte zu den Eingeborenen war streng untersagt.
Glücklich über ihre Beute, nähte meine Mutter eine quadratische Tischdecke (81 x 81 cm) aus dem Tuch, ließ die Mitgefangenen sich durch ihre Unterschriften darauf „verewigen" und stickte jeden Namenszug mit einem andersfarbigen Garn aus. Ihren eigenen Namen sowie den meinigen und den meines Bruders Heinrich ließ sie aus. Dagegen wurde der Stacheldraht, der das Lager umgab, mit grauen Stichen festgehalten. Das Mittelstück, eine Andeutung des Hauptgebäudes, war der schwungvoll gezeichnete Beitrag von Toni Trapp. Wie ich erst Jahre später entdeckte, hat wohl der weiße Faden für die Fassade nicht ausgereicht. Somit blieb die Decke zwar unvollendet, versinnbildlicht trotzdem sehr viele Erinnerungen.
Meine Mutter konnte mit uns Kindern im Juni 1941 auf der japanischen „Asama Maru" nach Peking ausreisen, wo wir bis zu unserer Repatriierung im Sommer 1946 lebten. Ende 1946 wurde unser Vater, Paul Jährling, aus der Internierung in Dehra Dun/Nordindien nach Deutschland entlassen.
Weil sicherlich nicht alle Signaturen auf dem Titelbild leicht zu entziffern sind, werden nachstehend sämtliche Namen – zeilenweise von oben nach unten – wiedergegeben. Hinzugefügt wurden – soweit bekannt – (kursiv gesetzte) biographische Fakten und der Hinweis, wohin die Genannten später ausgereist sind.*

Berta Burghardt, 2 Söhne
Zuster J. Nagtegaal (H) *Lagerschwester „Zus"*
Gustava Olthafer, Marie, Nanny, Roosje (Rosel), Wiesje (Luise), Thea (Käthe) > Peking
G.J. van Harte (H) *in Lagerverwaltung tätig*
Ilka Bonus
Frieda Fock *als Älteste „Oma" genannt*
M.D. Dietz

Nanna Rauch, Ilse
Toni Trapp, Helga, Inge > Tokyo
Fränzi Hüllen, Poetje-Baby *betätigte sich als Friseuse* > J/C
Bep Arnoldt (H), Helma, Nico *Sohn Max, damals 16 J., wurde mit den Männern interniert* > Batavia
Helene B.P. Köppen, Gisela, Lothar > Tsingtau
E. Steinhauer, Hans
Ada Kill
Käthe Schön
Anne-Marie Thierfelder > D

Gretel Mangliers, Hildegard
G. Gärtner, Erich
Charlotte Müller *ihr Mann, Fritz, hatte in Batavia ein Büro für topographische Messungen* > D
Dora Reinhardt, Marlene > Peking

Gisela Kern > J/C
Berthi Friedrichs (H), Freddemann *ihr deutscher Mann, Georg (Schorsch), Juweliergeschäft in Batavia, konnte sich bei Untergang der van Imhoff auf die Insel Nias retten* > Batavia
M. vom Schemm, Mariechen > J/C
Erna Hümmer, Almuth > Peking

Hedwig Braun, Martin, Arthur
Karla Heidt, Vally, Bubi > D
L. Hockarth
Frieda (H) *vermutlich Lagerfaktotum*
Carola „Tante Croli" Wortmann > J/C
R. Hannibal, Liesel, Leni, Walter
Rotraut Kissendorfer *Lehrerin* > Kobe – *siehe auch ihre Lebensgeschichte S. 23-25.*
C.E. Janke, Mona *Mona half im Kindergarten*

Ida Kämper, Maja *leitete Kindergarten* > J/C
Dora Käsemann, Kurt, Rudi > Tsingtau
Paula Sommer, Irmgard > D
Anneliese Jenke, Liselotte, Christa, Karin > Kobe
E.G. Franz *besaß Handarbeitsgeschäft „Kleurenwonder" (Farbenwunder), „a.D." deshalb, weil sie es verloren gab. Frau Franz gab das Stickgarn für die Decke* > Tokyo
Elfriede und Harald (Höppner) > Tokyo
Lilly Baum *Lehrerin an Lagerschule* > D
Käthe Meier, Inge, Bubi *eine Schwester von Dora Käsemann* > Japan

---

* Die Namensliste entstand in Zusammenarbeit mit Heinrich Jährling in Melbourne/Australien und nach Auswertung von Dokumenten aus dem StuDeO-Archiv.
Verwendet werden folgende Kürzel:

H	Holländerin
>	1941 ausgereist nach ...
> D	1941 nach Deutschland
> J/C	1941 nach Japan oder China

Ergänzungen, Berichtigungen oder sonstige Hinweise wären Renate Jährling hochwillkommen.

Ein Tag im Beschermingskamp

Im Schutzlager Tjibadak von Juli 1940 bis Mai 1941

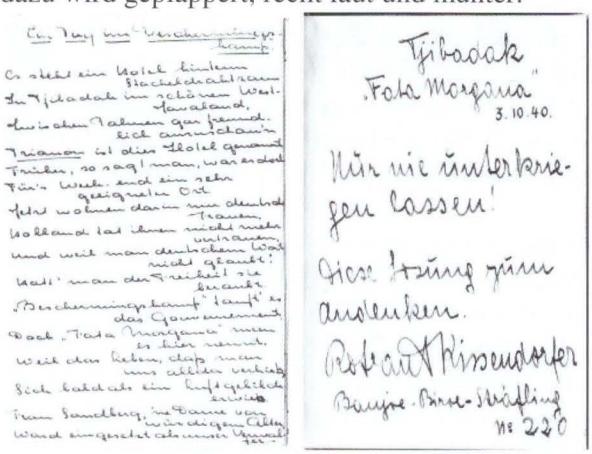
Aus dem Poesiealbum von Inge Kraut. Autorin unbekannt

Es steht ein Hotel hinterm Stacheldrahtzaun,
zwischen Palmen gar freundlich anzuschau'n,
in Tjibadak im schönen Westjavaland.
„Trianon" ist dies Hotel genannt.
Früher, so sagt man, war es dort
für's Weekend ein sehr geeigneter Ort.
Nun wohnen darin nur deutsche Frauen,
Holland tat ihnen nicht mehr vertrauen,
und weil man deutschem Wort nicht glaubt,
hatt' man der Freiheit sie beraubt.
„Beschermingskamp" tauft' es das Gouvernement.
Doch „Fata Morgana" man es hier nennt,
weil das Leben, das man uns allda verhieß,
alsbald als Luftbild sich erwies.

Frau Sandberg, 'ne Dame von würdigem Alter,
ward eingesetzt als unser Verwalter.
Trittst du nun ein in dies seltsame Haus,
räumt man dir erst mal die Koffer aus
und schnüffelt sie durch nach verbotenen Dingen:
Alkohol, deutschen Büchern, Goldketten und Ringen.[1]
Ein Inspekteur der Politie hilft kräftig dabei,
assistiert von Miss Mona und Schwester Sahrij.
Für Geld, das man etwa noch bei sich hat,
steht Miss Mona schon mit der Kassette parat.
Dann erzählt dir Frau Sandberg mit mildem Gesicht:
„Kontakt mit der Außenwelt gibt es nicht."
Will man Tjibadaks Schönheit seh'n,
darf man 'ne Stunde spazieren geh'n
und kann, soviel als man nur will, laufen,
doch ist's streng verboten, etwas zu kaufen.
Man denkt, laß sie reden und schweig hübsch still,
und sagt sich: „Ich mach' ja doch, was ich will."

Ja, Fata Morgana ist eigener Art,
es ist fast wie einstens im Pensionat.
Die Palmen rauschen, die Wolken zieh'n,
unser Leben fließt eintönig dahin.
Es ist tagaus und tagein dasselbe.
Wenn um 6^{15} tönt heftig die Glocke,
wäscht man rasch sein Gesicht, fährt in'n Morgenrock
und eilt um ½7 zum Täßchen Kaffee.
Verlang' ja kein zweites, denn sonst – o weh!
Zum Teil ist er süß und manchmal auch heiß,
im übrigen ist er von Milch ganz weiß.
Trag aber, ich rat' dir, auf keinen Fall,
Kaffee in dein Zimmer, sonst gibt's Krawall.
Erwärmt und gestärkt man sich wieder wendet
und nun die Morgentoilette vollendet.

Eh' wieder auf's neue das Glöcklein klagt,
werden die Kinder aus den Betten gejagt
und sitzen um 7 bei Brot, Tee und Brei.
Über'n Reispapp gibt's meistens erst mal Geschrei,
aber schließlich ißt man ihn tapfer runter,
dazu wird geplappert, recht laut und munter.


Tjibadak
„Fata Morgana"
3.10.40.
Nur nie unterkriegen lassen!
Diese Zeilen zum Andenken.
Rotraut Kissendorfer
Banjoe-Biroe-Sträßling
No 220

Aus dem Poesiealbum von Inge Kraut geb. Trapp

Jetzt ist's noch grad Zeit, um die Betten zu machen
und ein paar andere häusliche Sachen.
Halb 8 geht man pünktlich zum Frühstückstisch,
um diese Zeit ist es meist noch sehr frisch.
Der Tee fließt bräunlich aus der Kann'
und schmeckt nach Rauch so dann und wann,
doch ist die heiße Flüssigkeit
wohltuend für den kalten Leib.
Mit Zucker und Milch heißt es sparsam sein,
das Brot ist recht trocken, man futtert's hinein.
Die Schnitten sind dick und sehr dünn der Belag,
Ontbijtkoek[2] und Zucker gibt's Tag für Tag:
und siehst du die Margarine denn nicht,
die mühsam sich ringt ans Tageslicht?

[1] Im Lager z.B. außerdem verboten: deutsche Lieder zu singen und Deutschunterricht zu geben, was Rotraut Kissendorfer aber heimlich tat.

[2] Frühstückskuchen (Honigkuchen).

Inzwischen schreitet die Zeit immer weiter,
man geht an die Arbeit gesättigt und heiter.
Um 8 Uhr tönt wieder der Glocke Geläut
zur Kindergymnastik bei Tante Heidt.
Täglich halb 9 das „Fröbeln“[3] beginnt
zur großen Freude von Mutter und Kind.
Tante Trapp mit den Kleinen bastelt und lacht,
und Laternen, Bilder und Schiffchen macht,
und ist das Werk dann wohl gelungen,
wird kräftig noch im Chor gesungen.
Am Waschplatz indessen herrscht emsig Getue,
man rumpelt die Wäsche und schwatzt dazu,
und hängt sie dann auf im Sonnenschein.
In der Fröbelschul' singen die Kinderlein:
„Zeigt her eure Füßchen, zeigt her eure Schuh'
und sehet den fleißigen Waschfrauen zu.“

Im Eßsaal wird aber Schule getrieben
und tüchtig gerechnet, gelesen, geschrieben.
Die Helma Arnoldt und Schwestern Trapp
müh'n redlich sich mit den Kindern ab.
Der Eßsaal muß dienen verschiedenen Zwecken,
das konnten wir schon sehr bald entdecken.
Die lange, weiße Tafelreih'
ist sehr beliebt zur Schneiderei.[4]
Daneben erzeugt die heiße Plätte
auf Wäsche und Kleidern die nötige Glätte.
So wird fleißig gearbeitet, und dazwischen
sieht man den Djongos[5] fegen und wischen.

Bis um ½11 Grammophonmusik
einladet zur Frauengymnastik.
Als Lehrerin, braun, stramm und tüchtig,
ist Inge Trapp gerade richtig.
Bis 11 Uhr dauert dieser Spaß,
dann ist man recht erhitzt und naß
und läuft mit viel Begeisterung
ins Schwimmbad hin zur Abkühlung.
Wer nicht das kalte Wasser mag,
setzt sich ins warme Schwefelbad
und kommt heraus verjüngt und schön,
das könnt an Käthe Schön ihr seh'n.
Hat man „geschwefelt“ und geschwommen,
wird auf den Schwimmbadrand geklommen,
man reibt mit Klapperöl[6] sich ein,
das macht zwar braun, doch riecht nicht fein.
So aalt man sich mit wahrer Wonne
in freier Luft und Tropensonne.
Recht unbequem ist nur der Pfad,
der steil bergab führt zum Schwimmbad
und den man nach dem kühlen Schwimmen
schwitzend muß wiederum erklimmen.

Um 12 Uhr ruft mahnend der Glocke Ton
die Kinder zum Händewaschen schon,
damit 12 Uhr 15 sauber und frisch
sie pünktlich erscheinen am Kindertisch.
Die großen Kinder essen allein,
den Kleinen füttern's die Mammis hinein.
Das geht sehr oft nicht ohne Geschrei,
die Zuster[7] steht ruhegebietend dabei.
Es heißt nun: „Die Kinder sofort in die Kammer!“
Da hilft kein Protest und großes Gejammer,
denn es ist beinah' 1 Uhr unterdessen
und Zeit für die großen Leute zum Essen.

Die Arbeit an den Vormittagen
schafft Durst und einen leeren Magen.
Mit Reistafel und Sajoeran[8]
füllt man ihn dann wieder an.
Jedoch beginn' nicht wie 'ne Wilde
eh' Zuster nicht ruft: „dames, stilte![9]
Mit altem Brauch wird nicht gebrochen,
vor Tisch wird ein Gebet gesprochen.
Dies fromme Amt kriegte Missis Janke,
die englisch uns im Flüsterklanke[10]
ein Tischgebet sprach, yes she did –
die meisten beteten nicht mit,
und schließlich haben wir – ihr versteht –
verweigert das englische Tischgebet.
Jetzt betet jede, die es will,
für sich alleine, ruhig und still.

Die Stille ist vorbei noch kaum
schon schwirr'n die Stimmen durch den Raum,
man freut sich, daß man endlich kann essen,
nachdem man so lang schon vor'm Teller gesessen.
Reis gibt's fünf mal in der Wochen,
weil billig und bequem zu kochen.
Zweimal europäisch essen
ist den Kosten angemessen.
Ins Glas schenkt warmes Wasser euch ein
und denkt, es sei Champagnerwein.

---

[3] Beschäftigungsspiele für Kinder im Vorschulalter (Friedrich Fröbel, Pädagoge, 1782-1852).
[4] Die Frauen machten auch Näharbeit für das Lager (z.B. Bettwäsche, Vorhänge).
[5] Junge (Boy).
[6] Kokosnußöl.
[7] Schwester (gemeint ist Frau Nagtegaal).
[8] Gekochtes Gemüse.
[9] Damen, Stille!
[10] Flüsterton.

Als noch Frau Kemnate[11] hier hatte gewaltet,
kam's Essen zu Tisch meist schon reichlich erkaltet,
und außerdem war es ein schrecklicher Fraß,
so daß beinah' niemand mehr richtig aß.
Erfolg war, daß alle wurd'n mag'rer und blässer,
Frau Kemnate mußt gehen, von da ab ward's besser.
Zunächst hatten wir mal eingeführt,
daß von uns selbst wurd' bei Tisch serviert.
Wir fanden es auch nicht angenehm,
stets die Daumen der Djongos im Essen zu seh'n.
Außerdem ging's so bedeutend schneller
und warm blieb das Essen auf unserem Teller.

An der Tafel geht's immer sehr lebhaft zu,
die Zuster mahnt öfters etwas zur Ruh'
und bittet uns: „Dames, niet so druk",[12]
doch das hilft nur einen Augenblick.
Wenn das köstliche Mahl zu Ende geht,
ruft die Stimme der Zuster zum Dankgebet:
„Willen de dames even danken", [13]
und mäuschenstill sitzt man auf seiner Banke.
Sodann wenden aller Blicke sich
zur Zuster am kleinen Extratisch,
ob aus Atjeh[14] belohnt wird mit einigen Karten
unser wochenlanges geduldiges Warten,
und jedesmal gibt es beglücktes Geschrei,
wenn gerade von „ihm" ist eine dabei!
Mit der Post wird das „Ochtenblad"[15] ausgeteilt,
zu dem eine Jede voll Neugier eilt,
um wieder zu lesen und zu seh'n
vom europäischen Kriegsgescheh'n,
und von Tag zu Tag hofft man auf's Neu',
daß die schreckliche Zeit nun endlich vorbei.

Allmählich geht es auf 2 Uhr zu
und somit wird's Zeit für die Mittagsruh,
denn bis ¼ nach 3 ist's nicht sehr lang,
dann weckt Dich schon wieder der Glocke Klang.
Und also frisch und ausgeruht
schmeckt Dir der Tee noch mal so gut.
Wen etwas drückt auf seine Seele,
empfängt von 4 bis 5 Adele,[16]
und wer da glaubt, er wird zu dick,
der kann spazierengeh'n ein Stück.
Willst nicht nur für die Schlankheit laufen
und heimlich was zum Naschen kaufen,
so muß du in 'nen Warong[17] geh'n.
Doch laß 'ne andre Schmiere steh'n,
denn wenn man dich erwischt dabei,
ist's mit Spazierengeh'n vorbei.
Von denen, die zu Haus geblieben,
wird vieles Nützliche getrieben.
Sie schneidern und stopfen, stricken und bügeln
und betreuen die Kinder, die spiel'n und sich prügeln.

Doch im Garten vorne ist's friedlich und still,
und leuchtend blühen die Bougainville.
Den schimmernden Sonnenuntergang
zerstört um 6 Uhr der Glocke Klang.
Denn die Kinder, die größ'ren und kleinen,
müssen zur Abendtafel erscheinen.
Drauf müssen die Kleinen, gehorsam und nett,
sofort hinein in ihr Heiabett.
Die halbwüchs'ge Jugend, die aufbleibt bis 8,
zusammen Gesellschaftsspiele noch macht.
Für die Erwachsenen heißt das Gebot:
„Um 7 Uhr gibt es Abendbrot."
Der Mahlzeit feierlich' Verlauf
zählt' ich euch schon einmal auf.
Jedoch, um es nicht zu vergessen,
es gab Brot und Tee zum Abendessen,
dazu ein warmes Beigericht,
nein, hungern braucht' man wirklich nicht.
Dann schaut' man wieder voll Erwarten
nach Zeitung aus und Atjehkarten.

Gemütlich war die Abendstunde,
wenn man in gesell'ger, großer Runde
im Recreatiesaal man saß
und Frau Reinhardt uns die Zeitung vorlas.
Der Unsinn, der meistens darin stand,
stets heiter gestimmte Zuhörer fand –
nein, „Java-Bode",[18] es glückt dir nicht,
zu vernichten die deutsche Zuversicht.
Wir haben gestickt, genäht und gelacht,
während im Nebenzimmer hielt Wacht
"Tante Dikkie" mit Brille und Häkelei
oder Zuster mit Frau van Harte dabei.

Um ¼ nach 9, wenn's gerade recht nett,
ruft laut das Glockensignal „Zu Bett!"
Die „Tante Dikkie" gibt strenge acht
und mit ihren Argusaugen wacht,
daß jede sofort in ihr Zimmer geht
und auch pünktlich um 10 das Licht ausdreht.
Weh' der, die an dieses Gebot sich nicht hält,

[11] Die Vorgängerin von Zuster Nagtegaal.
[12] Damen, nicht so lebhaft.
[13] Wollen die Damen eben danken.
[14] In Atjeh/NW-Sumatra befand sich das Männerlager.
[15] Morgenblatt.
[16] Spitzname für die Lagerverwalterin Frau Sandberg wegen ihrer Ähnlichkeit mit der deutschen Schauspielerin Adele Sandrock.
[17] Kleiner Laden.
[18] Titel der holländischen Zeitung.

man entzieht ihr 'ne Woche das Taschengeld!
Adele weiß auch noch andere Strafen,
ihr Standpunkt ist der: „Um 10 müßt ihr schlafen."
Nur aus Nächstenliebe denkt sie so nicht,
jedoch zum Sparen des Stroms für das Licht.

In Schlummer „Fata Morgana" nun sinkt,
bloß hier und da leises Flüstern noch klingt
oder schlaftrunk'nes Kindergeplapper
und eines Töpfleins blechern Geklapper.
Sonst überall tiefe Stille eintritt –
nur stündlich ertönt der gewicht'ge Schritt
von Tjibadaks tüchtiger Polizei,
zwei Mann ziehen lampenfunkelnd vorbei.
Und über der prächtigen Tropennacht
hält ein flimmerndes Sternenheer Wacht.

Aus meinem und meiner Familie Leben
3. Teil

Fritz Sommer

Einen Einschnitt in unser Leben bedeutete der Ausbruch des Ersten Weltkriegs am 2. August 1914. Am 1. August war Vater zurückgekommen von einem Morgenritt mit seinem besten englischen Freund, John Dickinson. Beide waren sich einig: Ein Krieg zwischen Deutschland und England ist unmöglich, ja unvorstellbar. 24 Stunden später war er da.
Unerwartet negativ war die Art und das Ausmaß, mit dem sich die Einstellung gerade der englischen öffentlichen Meinung Deutschland gegenüber wandelte. Am Racecourse und am Viktoriapark *[in Tientsin]* wurden große Schilder angebracht: "Dogs and Huns not admitted". Die Bezeichnung "Huns" hatte uns Kaiser Wilhelm II. eingetragen mit seiner berühmten Rede bei der Ausreise des Seebataillons 1900 nach China, in der er ausrief: „Kommt ihr an den Feind, so wißt: Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht (...)." "Hang the Kaiser" hieß es sogar auf einem Plakat. Auf deutscher Seite habe ich eine gleiche Einstellung England gegenüber nicht in Erinnerung. Hätte es sie gegeben, wäre sie mir selbst als Kind nicht entgangen. „Gott strafe England" ist der einzige von Feindschaft zeugende Kraftausdruck, an den ich mich erinnere.
Die guten englischen Freunde blieben Freunde, aber die Mehrzahl unserer englischen Bekannten stieß in das besagte Horn. Unser Hausarzt, Dr. Irvin, stellte Hippokrates über Mars und half. Ihm mit seiner langjährigen Tropenerfahrung verdankte übrigens unser Vater die von ihm selbst streng beachtete, nie versagende Empfehlung: "Boys, always keep half an inch of Whisky in your stomach", die sich großartig bewährte, als wir etwa 1950 ohne jede Impfung mit gekaufter Impfbescheinigung unsere erste Indien-Reise unternahmen.
Natürlich mußten wir das englische Settlement bei Kriegsausbruch sofort verlassen. Meine Eltern kauften ein Haus im German Settlement; gegenüber wurde natürlich sofort wieder ein Tennisplatz angelegt. Pekuniär hatten wir keine Sorgen. Zwar erlosch die Aktivität der Firma unseres Vaters, der inzwischen alleiniger Inhaber war. Jeglicher Verkehr mit Europa war unterbrochen, sowohl über Sibirien als auch auf dem Seeweg, der in englischer Hand war. Aber die Mine erwies sich als Goldgrube. Produktion und Absatz stiegen ständig.
Gegenüber dem Tennisplatz ließ unser Vater eine Eisbahn anlegen, über der wegen der Sandstürme aus der Wüste Gobi ein riesiges Mattendach errichtet wurde. Sie wurde zum Tummelplatz für uns Kinder. Wir vier Brüder ließen uns von den Boys oder Kulis im Haus die Schlittschuhe anschnallen und über die Straße tragen. Als eines Tages unsere Boys uns nicht tragen wollten (sie hatten einen dringenderen Auftrag von Vater), verlangten wir von dem Policeman vor unserer Tür, daß er uns rübertrüge, was dieser ablehnte. "Not my job." Wir vier verdroschen ihn daraufhin. Vater war empört und entschuldigte sich beim Policeman, der aber die Entschuldigung als deplaziert empfand, denn wir seien ja die chiau-taipans (jungen Herren) – Prestige des weißen Mannes.
Im German Settlement vereint, hatten wir unsere eigene Jugendwehr. Vater hatte noch gerade vor Kriegsausbruch dreißig echte Karabiner für die Jugendwehr gekauft und gespendet. Wir „draußen" waren von einem geradezu krankhaften Nationalgefühl und Stolz erfüllt. Beide wachsen bekanntlich im Quadrat der Entfernung zur Heimat. „Deutschland, Deutschland über alles" sangen wir

aus vollem Herzen. Wir waren halt echte Militaristen. Höchste nationale Feiertage waren der 2. September – Schlacht bei Sedan – und der 27. Januar – Kaisers Geburtstag. Schulfrei. Parade des in Tientsin stationierten Seebataillons. Reserveoffiziere wie unser Anwalt Dr. Will hatten das Recht, an diesen Tagen in Uniform mit Helm, Säbel und Paradeschärpe zu erscheinen, was sie nur allzugern taten. Die vormilitärische Erziehung der Jugendwehr wurde geleitet von einem Feldwebel des Seebataillons, der nach dem Fall von Tsingtau schwerverwundet freigelassen worden war.

Deutsche Jugendwehr, angetreten auf dem Hof der Kaiser Wilhelm Schule, Tientsin, Winter 1917 Quelle: StuDeO-Fotothek P0226

1917 erklärte China auf Druck der Alliierten Deutschland den Krieg. Hauptgrund: Der deutsche Handel, vor allem mit seinen Regierungsgeschäften, sollte in englische Hand kommen. Die Chinesen änderten ihre Einstellung zu uns „Feinden" aber in keiner Weise.

Wir marschierten mit Trommeln, Pfeifen und geschulterten Karabinern nicht nur durch unser Settlement, sondern auch durch die außerhalb liegenden chinesischen Dörfer, freundlich und lachend begleitet von der Bevölkerung, besonders den Kindern. Und das in Feindesland! Vorne wehte die Reichskriegsflagge. Das Freiwilligenkorps der Erwachsenen allerdings wurde aufgelöst.

Ein starkes militärisches Bindeglied zur Heimat war das Kreuzergeschwader unter Admiral Graf Spee, bestehend aus den Panzerkreuzern „Scharnhorst" und „Gneisenau" und drei Kleinen Kreuzern. Gelegentlich lagen vor Kriegsausbruch das ganze Geschwader oder einzelne Schiffe in Peitaiho auf Reede. Dann luden die Eltern die gesamte Besatzung ein, die mit Bordkapelle auf dem großen Rasen spielte und Besseres als Labskaus, dazu Bier aus der deutschen Brauerei in Tsingtau, in Massen vertilgte.

Die Kriegsereignisse verfolgten wir intensiv und mit Spannung. Jede neue Siegesnachricht (es gab nur Siege) wurde uns, etwa wenn wir an der See waren, sofort telegrafisch nach Peitaiho weitergemeldet. Wir Jungen bezogen aus Deutschland die Zeitschrift „Der gute Kamerad", die nach Kriegsausbruch umbenannt wurde in „Unter des Reiches Sturmfahne". Wir rissen uns um das Blatt. Die Manipulierbarkeit der (insbesondere jungen) Menschen ist eben grenzenlos.

Trotz der Kriegserklärung Chinas an Deutschland änderte sich zunächst nichts im Verhältnis zwischen Chinesen und Deutschen. Wir durften weiterhin in unseren Häusern bleiben, Tennis spielen, an die See reisen, Autos fahren, Angestellte haben, ausreiten – auch aufs Land. Das taten wir ausgiebig, meistens sonntags zusammen mit den Hannekens. Es gab herrliche Flächen zum Galoppieren und zahlreiche Grabstellen, die jeweils mit einem Graben und einem knapp einen Meter hohen Wall umsäumt waren und so die idealen Sprunggelände abgaben. Außerdem gab es unzählige Esel, die um die Dörfer herum weideten. Diese Esel jagten wir kilometerweit ins Land. Wir waren als Federgewichte für die Ponys die idealen Reiter, kein Hindernis wurde ausgelassen. Im Galopp ging es durch die Dörfer, wo unsere Hunde vor allem die laut quietschenden (schwarzen) Schweine mit großem Vergnügen jagten und zausten und oft schlachtreif bissen. Etwas Besseres konnte dem jammernden Eigentümer allerdings nicht passieren, denn er bekam von unserem Vater oder dem der Hannekens sofort einen Silberdollar – eine Münze, die jener wahrscheinlich nie vorher zu sehen, geschweige denn in die Hand bekommen hätte.

Natürlich wollten wir, die wir im Ausland nicht zum Sieg des Vaterlandes beitragen konnten, helfen. Wir taten es indirekt, indem wir den deutschen und österreichischen Gefangenen in Sibirien halfen. Nachrichten erhielten wir gelegentlich durch das schwedische Rote Kreuz (Elsa Brandström, der „Engel von Sibirien") oder durch Lagerinsassen, denen die Flucht gelungen war. Mutter von Hanneken war in Tientsin und Nordchina die Seele und der Motor dieser Hilfsaktion. Auch wir Jungen wollten nicht zurückstehen. Zur Selbsterniedrigung

bereit, ließen wir uns dazu herab zu stricken und verfertigten unseren Fähigkeiten entsprechend Pulswärmer: 7 schlicht, 11 kraus.

Vater ging ein großes Wagnis ein: Er bestückte einen Dampfer des Norddeutschen Lloyd mit vier Geschützen von Krupp und ließ ihn als „Hilfskreuzer" auslaufen. Der kaperte tatsächlich zwei englische Handelsschiffe, wurde dann aber sehr bald von einem englischen Kriegsschiff versenkt. Vater sollte daraufhin vom Kaiser der persönliche Adel verliehen werden, was er aber ablehnte: Sein Name sei für ihn gut genug, und seine vier Söhne wollten sicher denselben Namen wie ihr Vater tragen. Das Husarenstück mit dem Hilfskreuzer ließ die englische Ostasienpresse vor Wut schnauben. Vater zeigte uns voller Stolz ein Zeitungsexemplar mit der Überschrift: "Short drumhead-shooting would be the best for SLIPPERY FRITZ", also: kurzerhand standrechtlich erschießen.

Die vier Geschütze hatte Vater 1895 während des chinesisch-japanischen Krieges – natürlich gegen Vorkasse – an China verkauft. Sie kamen nicht mehr zur Auslieferung, weil Japan mit vier Divisionen in einem Blitzkrieg China niederwarf. Im Friedensvertrag wurde festgelegt, daß China keine modernen Geschütze dieser Art besitzen durfte. So blieb Vater auf ihnen sitzen.

Das unbeschwerte Leben in Feindesland änderte sich schlagartig am 9. November 1918 mit dem Waffenstillstand, Deutschlands Niederlage. Schon vorher hatten die Engländer gedroht, alle Deutschen zu internieren oder zu deportieren. Als Gegenschlag drohte Deutschland damit, die doppelte Anzahl Engländer und Franzosen nach Galizien zu deportieren. Also passierte nichts. Jetzt aber waren wir besiegt und wehrlos. Die Engländer nahmen über den Kopf der Chinesen hinweg das Heft in die Hand. Innerhalb kurzer Zeit mußten wir alles stehen und liegen lassen und uns reisefertig machen zum Rücktransport per Schiff von Shanghai nach Rotterdam.

Zunächst ging es per Bahn von Tientsin nach Shanghai. Die von uns angeblich ausgebeuteten Diener waren am Bahnhof und weinten bitterlich. Dann ging es auf die Schiffe. Mitnehmen durften wir nur wenig Gepäck und zwanzig Pfund Sterling je Person, Kinder die Hälfte. Zum Glück hatten wir gute Freunde unter den Chinesen und Neutralen (Vater war norwegischer Konsul), auf die Bankkonten, Wertpapiere usw. rechtzeitig übertragen worden waren. Außerdem hatten wir raffinierte Methoden, zusätzliche Pfundbeträge mitzunehmen. So wurden etwa zwischen die Schuhsohlen vom Schuster englische Pfundnoten eingenäht. In die Schulterpolster von Mutters Mantel nähte man 20 $-Goldstücke ein. Mutter hatte auch noch den hölzernen Griff eines ältlich aussehenden Regenschirms durch massives Gold ersetzen lassen, das zweckentsprechend präpariert war. Alles haben wir später wiedergefunden. Kein „feindlicher" Handwerker oder Konto-Treuhänder hat uns denunziert. Wir nahmen an Geld nur englische Pfundnoten, die als die sicherste Weltwährung galten: „Sicher wie die Bank von England." Später haben uns diese Geldscheine in Deutschland angesichts der zunächst trabenden, dann galoppierenden Inflation sehr geholfen.

Bevor wir auf die Schiffe kamen, wurden wir einer Leibesvisitation unterzogen. Mutter mußte sich das von einer Chinesin gefallen lassen – die tiefste Erniedrigung, die man einer weißen Frau antun konnte! Mit diesem Vorgehen haben sich die Engländer allerdings sehr geschadet. Das Prestige der Weißen war dahin. Nachher wurden wir auf die Schiffe verteilt. Dabei war die Unterbringung schikanös. Gerhart, der jüngste von uns Jungen, war am weitesten entfernt von der Mutter „einquartiert". Wir schliefen in Betten zu zweit oder dritt übereinander im Laderaum des Schiffes.

Auf der „Atreus", die nur alleinstehende Männer transportierte, März 1919
Quelle: StuDeO-Fotothek P6016

Eingesetzt waren drei Schiffe, „Nore", „Novara" und „Atreus", die im Konvoi Mitte März 1919 Shanghai verließen. Unsere „Nore" besaß ein Lloyds-Zertifikat für 150 Personen. Wir waren aber allein 600 Gefangene!

Diese drei Schiffe hatten im Krieg Kulis transportiert. Die Transporte gingen von China an die europäische Westfront. Die USA hatten nämlich,

bevor sie in den Krieg eintraten, die Bedingung gestellt: Es muß eine zweigleisige Eisenbahnstrekke von Le Havre an die Westfront gebaut werden, um schnellstens Menschen und Material, Munition und Nachschub an die allmählich immer schwächer werdende Front zu bringen. Da die erforderlichen Arbeitskräfte in England und Frankreich nicht vorhanden waren, wurden Tausende von Kulis herantransportiert. Sie haben diese Strecke dann gebaut. Frankreich hat diese Kulis später in ihre Heimat zurückgeschickt, anders als 70 Jahre zuvor die Amerikaner, die Abertausende von chinesischen Kulis, die am Bau der Great Pacific Railway eingesetzt waren, im Lande ließen; daher die vielen Chinatowns.

Die Überfahrt war sehr strapaziös. Zu der fürchterlichen Enge im Laderaum kamen Hitze, Ratten und Ungeziefer. Es war wie eine Erlösung, als uns erlaubt wurde, nachts an Deck zu schlafen, und das trotz des Schmutzes, den das nächtliche Bunkern mit sich brachte. Die Kohle wurde von Hunderten von Kulis mit Körben auf dem Kopf in die Bunker geschafft. Sie liefen die etwa 40 cm breiten Planken hoch, luden ihre Körbe aus und liefen auf einem anderen Brett hinunter, ein menschliches Fließband.

Haie begleiteten uns bis Suez. Vor allem aber waren die Fliegenden Fische und die Delphine das Entzücken von uns Kindern. Sie sprangen lustig neben dem Schiff auf und ab. Wir hatten sogar ein Mittel gefunden, den Delphinen noch mehr auf die Sprünge zu helfen. Wir nahmen kleine Spiegel, fingen damit die Sonne auf und schickten den Strahl rechts und links vor die Delphine, die lustig mitspielten.

Während der Reise begegneten uns häufig andere Dampfer. Sie hatten einen uns bisher völlig unbekannten eigenartig häßlichen Anstrich, den die Eltern Camouflage nannten. Er ließ die Umrisse des Schiffes – vor allem bei bewegter See – fast verschwinden. Er diente dem Schutz vor den deutschen U-Booten, die besonders nach Erklärung des „uneingeschränkten U-Bootkrieges" viele gegnerische Schiffe versenkt hatten. Im kleinen Sehrohr des U-Boot-Kommandanten mußten seine Ziele kaum noch erkennbar sein dank diesem der Mimikry der Natur nachgemachten optischen Panzer. Erkennbar waren die Schiffe immer zuerst wegen der Krümmung der Erdoberfläche an ihrer Rauchfahne. Eine Ausnahme bildete eine englische Torpedobootflotte, die in hoher Fahrt plötzlich ganz in unserer Nähe auftauchte. Vater konnte uns das erklären: Sie verfeuern nur Cardiff-Kohle aus Wales, die reinste Anthrazitkohle, die es gibt, mit höchstem Heizwert und wenig flüchtigen Bestandteilen, d.h. ohne Rauchfahne, für die Kriegsmarinen aller Länder die begehrteste, die „strategische" Kohle.

Am heißesten war es in Singapur, wo wir drei Tage und Nächte lagen. Als nächstes kam Colombo, dann Aden. Jedesmal mußte neu gebunkert werden. Jedesmal wieder der gleiche Dreck. In Marseille berührten wir erstmals Europa. Ich erinnere mich, daß Gerhart ganz aufgeregt zu Vater kam und rief „Sieh mal, Vati, hier arbeiten ja die Herren!" Es war das erste Mal, daß er Weiße Handarbeit verrichten sah.

Wir alle – auch der Jüngste – überstanden die Reise gesund, trotz aller Strapazen, dank der Liebe und Hingabe unserer Eltern, bei deren Auswahl wir wahrhaftig eine glückliche Hand gehabt hatten. Unsere Reise und die Gefangenschaft endeten in Rotterdam. Nach einer Zwischenstation in Wesel kamen wir am dritten Tag in Hamburg an, wo wir zunächst in dem schönen Haus der schon erwähnten Tante Lulu unterkamen. Bei der Einfahrt in den Hamburger Hauptbahnhof hörten wir sich wiederholende Erkennungspfiffe. Mutter wußte sofort Bescheid „Das können nur Lulus Jungens sein; das ist ja das Siegfriedmotiv und sein Horn." Jetzt waren wir in einer ganz anderen Welt.

Ich versprach zurückzukommen auf die Seelenwanderung des Zahnpasta-Türkisklumpens. Vater ließ daraus in Hamburg – tote Materie in lebendige Nostalgie verwandelnd – einen chinesischen Buddha schnitzen, der im Salon stand und das Interesse vieler Besucher weckte, eines Tages auch das von drei Kennern chinesischer Kunst. Sie rieten hin und her, aus welcher Zeit der Buddha wohl sei. Einer meinte „Tsou", der andere: „Aber Herr Kollege, das ist doch einwandfrei Tang." „Nein", sagte der Dritte, „das kann nur Kienlung sein." Mein Vater amüsierte sich köstlich; er hatte den Schalk im Nacken. Schließlich wurde er gefragt: „Weiß man denn, was und von wann es ist?" „Ja", antwortete mein Vater, „ganz genau weiß man das." Und dann kam des Rätsels Lösung: „Meine Herren, es ist genau Hamburg Speersort 1923." Das Problem der Transsubstantiation war geklärt. Die Professoren verstanden Spaß und lachten mit; Professor Wilhelm bemerkte treffend: „Wer kennt schon China?"

Die Lochan von Ling-yän-si*

Bernd Melchers

Ling-yän-si, das „Kloster der Geistergipfel"

Als einst im 4. Jahrhundert ein indischer Mönch das Gebirge durchwanderte, die Lehre vom guten Geiste predigend, da neigten sich diese Gipfel, um keines seiner Worte zu verlieren.

Das Kloster liegt am Ende eines der Täler, die sich vom Westrande des Schantunger Berglandes nach Osten ziehen, nicht weit also von der großen Straße, die am Rande des Gebirges die Provinzhauptstadt Tsinanfu mit dem heiligen Berge Taischan verbindet. Gegen Nord- und Ostwinde schützen die steilen Berghänge, an die sich das Kloster anschmiegt. Es soll zur Blütezeit des chinesischen Buddhismus im Jahre 520 gegründet worden sein.

Der Friedhof zeigt noch Grabinschriften aus sehr alter Zeit, und ein alter Baum erinnert an jenen berühmten Pilger Hüan-Dschuang, der 629 nach Indien wanderte und erst 645 mit reichen Schätzen heiliger Schriften zurückkehrte. Als er sich hier von seinen Schülern trennte, da soll er mit liebkosender Hand über die Zweige eines jungen Bäumleins gefahren sein mit den Worten: „Solange ich nach Westen wandere, richtet auch ihr euch nach Westen; wende ich mich aber heimkehrend wieder nach Osten, dann kehrt auch ihr euch nach Osten." Und als er sich nun nach langen Jahren zur Heimkehr rüstete, da erkannten seine Jünger an den Zweigen, daß ihr Meister bald wieder bei ihnen sein würde.

Lange Zeit nahm Ling-yän-si als eines der fünf Mutterklöster in Schantung eine besondere Stellung ein. Jetzt sind die ausgedehnten Wohnhallen zum großen Teil zerfallen, nur wenige Mönche leben noch dort, und der Abt ist ein armer alter Mann, der kaum noch seinen Namen schreiben kann *[Bernd Melchers besuchte den Tempel zwischen 1914 und 1919]*. Doch ist die Hauptanlage gut erhalten und wird auch jetzt noch im Notfalle ausgebessert. Der Grundriß weicht mehrfach von dem in Peking üblichen ab. So stehen zum Beispiel Glocken- und Paukenturm nicht im Vor-, sondern im Haupthof, und die Haupthalle folgt, aus der Achse der Gesamtanlage nach Westen gerückt, erst nach einer eigenartigen Doppelhalle. In der Haupthalle sitzen auf einer ringsumlaufenden Steinwand an den Seiten und Rückwänden vierzig Lochan.

Buddhistische Lehre

Der Name „Lo-chan" – japanisch werden dieselben Zeichen „Ra-kann" gelesen – ist entstanden aus „A-lo-chan". Das umschreibt in chinesischer Weise das Sanskritwort „Arhan", die Mehrzahlform von „Arhat": der Ehrwürdige oder, freier, der Heilige.

Wer einst im Glauben an Buddhas Worte, an die Wahrheit vom Leiden: „Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint, von Liebem getrennt sein ist Leiden, Nichterlangen der Wünsche ist Leiden, kurz die fünf Arten des Ergreifens des Sinnlichen sind Leiden" – wer im Glauben daran als Mönch der Welt entsagte, „aus der Heimat in die Heimatlosigkeit zog", wer dann den schweren achtgliedrigen Pfad zu Ende ging: „rechte Ansicht, rechter Gedanke, rechte Rede, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechte Besinnung, rechte Versenkung", wer endlich, nach vielfacher Wiedergeburt vielleicht, die höchste Stufe erreicht hat und in ihr aufstieg zum höchsten Sinnen und nun jene dreifache Erkenntnis fand, durch die Gautama selbst einst unter dem Bodhibaume der „Buddha", der „Erleuchtete", wurde, – der hat sein Ziel, sein Nirwana erreicht. Ein solcher Mensch ist ein Arhat, ein Lochan, nur dadurch von dem Buddha unterschieden, daß dieser aus sich selbst die Befreiung fand, jener erst von ihm geführt.

Während nun der südliche Buddhismus Ceylons und Hinterindiens dieses Ziel als höchstes jedem Menschen hinstellt, kennt der nördliche, wie er in Mittel- und Ostasien herrscht, noch ein höheres: Buddha selbst nachzufolgen, „zum Heile vieler Menschen, zum Glück vieler Menschen, aus Mitleid mit der Welt, zum Wohle, zum Heile, zum Glück der Götter und Menschen" von Liebe und Mitgefühl mit allen Wesen durchdrungen die befreiende Erkenntnis der Welt zu verkünden.

Wer einst dies Ziel erreichen soll, ist als Bodhisattwa hinausgehoben aus allen Wesen. So weilt jetzt im höchsten Götterhimmel jener Bodhisattwa, der im nächsten Weltalter als Buddha erscheinen wird – in seinem Namen, Maitreya, der Liebevolle, an ein Wort einer alten heiligen Schrift erinnernd: „Wie der Mondschein den Glanz der Sterne überstrahlt, oder wie im Herbst,

am Ende der Regenzeit, die Sonne, am wolkenlosen Himmel aufgehend, alle Finsternis verscheucht und glänzt und glüht und leuchtet, und wie am Ende der Nacht, bei Tagesanbruch, der Morgenstern leuchtet und strahlt, ebenso überstrahlt die Liebe, die Befreiung des Herzens, alle äußere Werktätigkeit und glänzt und glüht und leuchtet."

Auch unter den Lochan, den Heiligen selbst, sind einzelne Gruppen herausgehoben worden, in überraschender Ähnlichkeit mit den christlichen Überlieferungen. Wie hier Petrus die Führung der Gemeinde übernimmt, so dort der alte strenge Kasyapa. Neben ihm, wie Johannes neben Petrus, steht Ananda, „der Jünger, den er lieb hatte", und als ein zweites Paar Sariputra und Maudgalyayana, der eine am größten in der Erkenntnis, der andere in der Versenkung. Diese vier mit sechs anderen treten später als die „zehn Hauptschüler" besonders hervor.

Lohan W.1, W.2 und W.3 an der Westwand der Haupthalle
Quelle: ebd., Abb. L.5

Wenn man aber jetzt in China von Lochan spricht, so denkt man an jene ursprünglich sechzehn, später achtzehn „Apostel", deren meist lebensgroße Gestalten sich in der Haupthalle fast jedes buddhistischen Klosters finden. (In Korea und Japan sind es noch stets sechzehn, ebenso wohl meist in lamaistischen Klöstern, in China nur selten. Hier sind achtzehn die Regel, zuweilen kommen auch zwanzig vor und in größeren Klöstern fünfhundert, ein wahres „Allerheiligen".) Den Lochan werden Weihrauchstäbchen angezündet, aber sie werden nicht verehrt wie die Buddhas und Bodhisattwas.

Darstellung der Lochan

Die Darstellung der Lochan gab der chinesischen Kunst eine Aufgabe, die ihr an sich fern lag: den Menschen zu bilden. Nicht wie in den Buddhas und Bodhisattwas sollten übergöttliche, übermenschliche Wesen nach überlieferten, streng festgehaltenen Vorschriften gestaltet werden oder chinesische Götter und Helden: die Lochan sollten den Menschen in seinem tiefsten Wesen zeigen: denkend, grübelnd, lehrend und hörend, in tiefster Versenkung oder in leidenschaftlicher Anspannung aller Geisteskräfte den Weg zur Befreiung suchend.

So sehr die Kunst des Buddhismus auf die Kunst Chinas Einfluß gewann und mit ihr, zu einem Teil wenigstens, die griechische Kunst – in der Darstellung der Lochan brachte sie, so scheint es, keine unmittelbaren Vorbilder mit. In der ältesten buddhistischen Kunst Indiens finden sich anfangs ganz selten, später häufiger Mönche als Hörer und Begleiter Buddhas oder seinen Tod beklagend. Aber es sind so wenig ausgeprägte Gestalten, daß sich in der hellenistisch beeinflußten Gandharakunst Nordindiens nur zwei bestimmen lassen, bezeichnenderweise gerade die ersten der oben erwähnten: Kasyapa und Ananda. Und gerade sie stehen zu beiden Seiten Buddhas schon auf den ältesten Denkmälern des Buddhismus in China aus der Mitte des ersten Jahrtausends, so wie sie sich auch jetzt noch in fast jedem Kloster finden.

Mit diesen stehenden Gestalten verwandt sind jene in Japan aus früher Zeit (8. Jahrhundert) erhaltenen, ebenfalls aufrecht stehenden Mönche, die zur Gruppe der „zehn Hauptschüler" gehören. Ein Nachklang hat sich jetzt noch in koreanischer Volkskunst erhalten, in seiner großzügigen Einfachheit auf bedeutende Vorbilder hinweisend. Nur aus China scheint noch nichts dergleichen bekannt geworden zu sein.

Alle Tempelgruppen der achtzehn Lochan in China unterscheiden sich von diesen zehn Hauptschülern schon äußerlich dadurch, daß sie stets sitzend, nie stehend gebildet werden. Auch liegt bei jenen der Hauptwert auf der feierlichen Ruhe der Haltung, bei den achtzehn Lochan dagegen auf der Widerspiegelung stärksten seelischen Erlebens in Körper- und Gesichtsausdruck.

Maler von Lochan werden zwar schon um die Mitte des ersten Jahrtausends erwähnt, Bildhauer aus dem Ende der Tangzeit (620-907), aber es ist nicht erhalten, was mit Sicherheit vor die Werke des Guan-hsiu (832-912) gesetzt werden könnte. Er war Mönch, als Dichter berühmt, und als Maler schuf er in seinen sechzehn Lochan Bilder, die in der Kraft ihres Ausdrucks nie übertroffen wurden.

Seit jener Zeit ist die Gruppe der achtzehn Lochan in China tausendfach dargestellt worden, in immer neuen Fassungen, als Rollbilder, in Büchern, auf Wänden und Gefäßen. Die größten Künstler haben sich an dieser Aufgabe versucht. Aber auch die durchschnittlichen Arbeiten heben sich in der Kraft des Ausdrucks aus den Darstel-

lungen der rein chinesischen Götter und Helden hervor. Das gilt ebenso für die plastischen Gruppen, seien es Kleinkunstwerke in Holz, Bronze, Ton und Porzellan oder die lebensgroßen Gestalten der Klosterhallen. Auch hier sind es fast immer mehr oder weniger begabte Handwerker gewesen, die in stets verschiedenen Fassungen doch nur die alten Formen abwandelten.

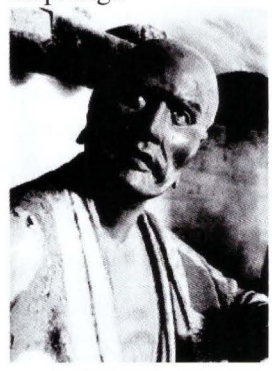
Nur zwei Gruppen kennen wir bisher, die weit über den Durchschnitt hinausragen. Von der einen brachte kurz vor dem Kriege Perzynski zwei Lochan mit nach Europa. Sie machten damals tiefen Eindruck. Die zweite Gruppe sind die Lochan von Ling-yän-si, die hier zum ersten Male wiedergegeben werden. Erst wenn noch andere verborgene Werke bekannt geworden sind, wird man Antwort geben können auf die Fragen nach dem, der diese Apostel von Ling-yän-si schuf, und nach der Zeit seines Wirkens.

Drei Arten von Lochan

Nur eins läßt sich sicher beweisen: daß der Künstler ganz in der allgemein geltenden handwerklichen Überlieferung aufgewachsen war. Diese zeigt bei aller Verschiedenheit im Einzelnen Übereinstimmung darin, daß stets drei Rassen in derselben Weise unterschieden werden und daß ferner bestimmte Gestalten in allen Gruppen wiederkehren. Schon Guan-hsiu wollte nicht nur den Menschen an sich darstellen, sondern bewußt die Apostel Buddhas selbst: Inder, Menschen fremder Rasse, wie sie Jahrhunderte lang als Künder des neuen Glaubens nach China gekommen waren. Es waren Nordinder, hellhäutig, uns unmittelbar verwandt, mit tiefzerfurchten, aber um so ausdrucksvolleren Gesichtern, die Körper ausgezehrt, und neben ihnen im scharfen Gegensatz des Ausdruckes Chinesen: ruhige, jugendliche Menschen, im Vergleich mit jenen anderen leer und ausdruckslos. Bei den plastischen Gruppen hat man die beiden Rassen auf dieselbe äußerliche Weise gekennzeichnet.

Noch eine dritte Rasse muß früh zu den beiden ersten hinzugetreten sein: dunkelhäutige Gestalten, meist mit krausem Haar und Bart, Südinder, wie Bodhidharma einer war, und wie er mögen sie schon früh zur See von Südindien nach China gekommen sein, während jene ersten hellhäutigen Gestalten den auch von chinesischen Pilgern oft gegangenen Weg durch Inner-Asien gewandert sein werden.

Zu diesen drei Rassen traten noch Sondergruppen, alle wahrscheinlich im Zusammenhang mit einem bestimmten Zweige des Buddhismus, der „Schule der Versenkung". Es sind einmal, als siebzehnter und achtzehnter Lochan schon im 10. Jahrhundert hinzugefügt, Bodhidharma, der Begründer dieser Schule, und jene merkwürdige Gestalt des Pu-tai ho-schang, „des Mönchs mit dem Sack", der als Dickbauchbuddha auch in jedem Kloster den Eintretenden mit seinem Lächeln empfängt.



Lohan W.18 an der Westwand der Haupthalle
Quelle: ebd., Abb. L.44

Eine zweite Gruppe verdrängte andere überlieferte Gestalten, meist in wildester Anspannung einen Drachen beschwörend und ihn in seine Bettelschale bannend, der andere, stets jenem gegenüber, im Kampf mit einem Tiger oder sich friedlich an ihn lehnend. Beide sind dunkelhäutige Gestalten, die im Unterschied von jenen Südindern deutlich dämonische Züge tragen, später aber ganz an ihre Stelle treten. In ihrer Darstellung hat das verzerrend Chinesische gesiegt. – Zu diesen beiden gehört oft noch ein dritter Lochan, ebenfalls dunkelhäutig und dämonenhaft, der mit beiden Händen ein kleines Löwentier vor sein wildverzerrtes Gesicht führt.

Noch ein sechster Lochan kommt überall wieder vor. Er, es ist wahrscheinlich Vanavasa, sitzt in Pekinger Tempeln in der Mitte der einen Seite als Chinese, dem Bodhidharma gegenüber in derselben Haltung der tiefsten Versenkung, die Hände im Schoß zusammengelegt, die Augen geschlossen, den roten Umhang über den Kopf gezogen. In genau derselben Art wird er immer wieder dargestellt.

Und gerade diese sechs sind auch in Ling-yän-si zu erkennen. Und so, wie diese Gestalten beweisen, daß der Meister von Ling-yän-si der Überlieferung folgte und sie nur umschuf, so beweist das noch mehr seine Darstellung der drei Rassen. Von dem Meister selbst stammen alle elf Nordinder, wenigstens die Köpfe. Daß Schüler mitgearbeitet haben, wäre an sich schon anzunehmen bei der übergroßen Aufgabe, vierzig solcher Gestalten zu bilden. Es bleibt wunderbar genug, wie ein Mensch auch nur eine solche Reihe von Köpfen schaffen konnte, alle verschieden und jeder über die Menschen dieser Welt hinausragend. Mag auch der erste Eindruck der einer fast übertriebenen Lebenswahrheit sein, so daß man, wie bei W.18, einen lebenden Menschen vor sich zu se-

hen glaubt – wo sieht man in Wirklichkeit Menschen von dieser Geisteskraft und Größe, die, einmal erblickt, nie wieder vergessen werden? Doch genaues Betrachten zeigt dann, wie jener Eindruck hervorgerufen wird durch die an sich äußerlichen Stilmittel der chinesischen Überlieferung, wie ferner jede Form bis zum äußersten vereinfacht ist, wie endlich, dem Streben der nordchinesischen Baukunst entsprechend, alles Nebensächliche fast bis zur Vernachlässigung zurücktritt vor dem einen großen Ausdruck.
Aber während selbst bei den größten anderen Darstellungen diese Menschen noch im Banne der Welt stehen, während selbst die Lochan von I-dschou ebenso wie die bedeutendsten jener Gestalten Japans einen fast mürrischen, unfreien Zug zeigen, leuchtet in Ling-yän-si aus den besten der Köpfe eine innere Klarheit, die das menschliche Sorgen und Trachten überwunden hat. Wir ahnen jene Befreiung, zu der Buddha führen wollte.

---

* Auszüge aus Bernd Melchers Aufsatz „Die Lochan von Ling-yän-si. Ein Hauptwerk buddhistischer Plastik", erschienen in der Schriftenreihe „Kulturen der Erde. Material zur Kultur- und Kunstgeschichte aller Völker", Band IV und V: China, II. Band. Folkwang-Verlag, Hagen i.W. 1922.
[Dr. Bernd Melchers ist nicht verwandt mit der bekannten Firmenfamilie Melchers]

Im „Inaka" von Japan*

Ernst Otto Birkenbeil

Beim Frühstück im japanischen Hotel
Ein leises Rascheln hinter der Schiebetür aus Papier weckt mich auf. Noch halb im Schlafe finde ich mich wieder zurecht, denn ich bin in einem japanischen Hotel mitten im „Inaka" (auf dem Lande) und liege auf Strohmatten mit je einer Wattedecke unter und über mir. Schon wird auch die Schiebetür einen Spalt breit geöffnet, und die zwitschernde Stimme der Ne-san (Dienstmädchen) teilt mir mit, daß das Bad fertig sei, und bittet um Erlaubnis, eintreten zu dürfen, um das Zimmer aufzuräumen. Während sie das Bett (zwei Decken) in den Wandschrank räumt und die Shoji (Schiebetüren aus Holz, deren obere Hälfte mit Papier beklebt ist) öffnet, sieht sie neugierig zu, wie der „ehrenwerte Herr Ausländer" seine Toilette beendet. Sie wird ihren Freundinnen sehr viel davon zu berichten haben. Inzwischen ist auch das Frühstück zubereitet und wird auf einem kleinen Tischchen in verschiedenen zierlichen Schüsselchen hereingebracht. Ich hocke mich mit überkreuzten Beinen auf die Matten nieder, und die Ne-san kommt wieder, um mich zu bedienen; sie legt die Eßstäbchen aus Holz zurecht, füllt etwas Reis in ein Schälchen und erkundigt sich, ob ich auch „pan" (Brot) und „cohi" (Kaffee) haben wolle. Sie ist doch eine erfahrene und gute Dienerin, die weiß, was die „ehrenwerten Herren Ausländer" mögen, zumal sie so groß und kräftig sind, daß Reis und Fisch allein nicht genügen. Sie plaudert lustig weiter, fragt nach woher und wohin und amüsiert sich köstlich über meinen Namen, der so komisch klingt in japanischer Aussprache. Sie geleitet mich dann zum Ausgang, wo meine Schuhe stehen, da man in einem japanischen Haus oder Hotel nur in Strümpfen gehen darf, um die Strohmatten, auf denen man wohnt bzw. ißt und schläft, nicht zu beschädigen oder zu beschmutzen.

Der Herr Apothekenbesitzer empfängt mich
Unser japanischer Apotheker hat sich eingefunden; unter mehreren tiefen Verbeugungen des Hotelpersonals besteige ich die wartende Rikscha, und in schnellem Lauf geht es durch schmale Straßen und Gäßchen zu den Apotheken. Überall begleitet mich das Klapp-Klapp der „geta", der japanischen Holzsandalen. Ab und zu hört man den dumpfen feierlichen Klang einer Tempelglocke.
Inzwischen bin ich bei der größten und angesehensten Apotheke angelangt und steige von meinem luftigen Gefährt herunter. Ich habe absichtlich eine Rikscha genommen, um unseren Kunden zu zeigen, daß ich die japanischen Sitten und Gebräuche respektiere. Hierdurch kann ich auch leichter zu meinem Ziel kommen. Der Besitzer der Apotheke empfängt mich mit einer tiefen Verbeugung und der höflichen Aufforderung, Platz zu nehmen. Dann werden Visitenkarten ausgetauscht und nach dem obligatorischen Schälchen grünen Tees, welches uns angeboten wird, unterhalten wir uns zunächst über Tagesneuigkeiten, oder ich bewundere unter einigen artigen Komplimenten die schöne

Umgebung. Es gilt in diesem Lande als sehr unhöflich, sofort den Zweck des Besuches anzusprechen. In einem günstigen Moment leite ich das Gespräch auf das Geschäft über und erhalte dann durch geschicktes Fragen die erwünschten Auskünfte, welche meist bereitwillig erteilt werden. Mit einigen höflichen Dankesworten und der Bitte, auch weiterhin die Bayer-Präparate bevorzugt zu empfehlen und stets in den Vordergrund zu stellen, verabschiede ich mich mit mehreren tiefen Verbeugungen. Die Rikscha fährt vor, und weiter geht es zur nächsten Apotheke.

Das Ziel der Anstrengungen: die japanische Apotheke
Quelle: Die Brücke. Nachrichtenblatt der Verkaufsgemeinschaft Bayer, 6. Jg., Heft 5 / Mai 1936, Leverkusen, S. 225

Heilkräftige Kuren

Bei diesen Apotheken-Besuchen erfährt man häufig viel Interessantes, das nur indirekt mit unserem Geschäft zusammenhängt, so vom Aberglauben, der vor allem bei Kinderkrankheiten die schönsten Blüten treibt. Es ist natürlich für die medizinische Wissenschaft sehr wichtig zu wissen, welche Bedeutung diesem Aberglauben in der Therapie zukommt. Puppen und Spielsachen, die beispielsweise Glück bringen bzw. einen heilenden Einfluß ausüben sollen, spielen dabei eine wichtige Rolle. Manche Bräuche stehen in so hohem Ansehen, daß sie in die Religion aufgenommen wurden. Besonders zahlreich sind die Amulette gegen schlechtes Allgemeinbefinden und schlechte Laune des Kindes. In der Gegend von Kyoto kann man in einem Tempel jedes Jahr in der Zeit vom 21. April bis zum 10. Mai Masken in Gestalt eines Frauengesichtes kaufen. Sie werden im Schlafzimmer des Kindes aufgehängt und nach dessen Heilung „Jizo", dem guten Gott der Kinder, geopfert. In der Gegend um Shizuoka werden Masken aufgehängt in Gestalt eines der zwölf symbolischen Tiere: Ratte, Stier, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Ziege, Affe, Hahn, Hund, Eber, die je nach Erfolg entweder dem Tempel geopfert oder in einen Fluß geworfen werden. Zum Schutz gegen den Teufel verwendet man ein Männchen aus Papier, mit dem der Körper eines kranken Kindes abgerieben wird. Zu einer bestimmten Stunde am Abend wird die Figur in einen Fluß geworfen, der alles Böse fortspülen soll. Gegen Ausschlag benutzt man eine aus Papier angefertigte Kuh, in deren Unterleib man einige Körner gekochten Reis steckt und die man, nachdem sie das kranke Kind berührt hat, in den Fluß wirft. Hat diese Kur Erfolg und der Ausschlag verschwindet, wird dem Lieblingstempel ein Stier aus Pappmaché zusammen mit Reiskuchen in einem hübschen Kästchen aus Bambus verehrt. Bei Mißerfolg wartet man zehn Tage und versucht dann die Kur von neuem. Gegen Windpocken sollen zwei Puppen heilkräftig wirken, die einen Mann und eine Frau darstellen und einundzwanzig Tage neben das Bett gestellt werden müssen. Häufig nimmt man hierfür auch Puppen in Gestalt eines Gottes und einer Göttin. Eine kleine Figur, einen Fuchs darstellend, wird den Kindern oft in den Gürtel gesteckt zum Schutz gegen Masern.

Der Fuchs spielt in der japanischen Mythologie eine große Rolle, ebenso im Shintoismus. An sämtlichen Shinto-Tempeln befinden sich vor dem Eingang zwei aufrecht sitzende steinerne Füchse, ein männlicher und ein weiblicher, die einander ansehen. Die bekannten drei nebeneinander hockenden Affen – „koshin no san 'en" –, deren erster sich die Augen zuhält, also nichts sieht, deren zweiter sich die Ohren zuhält, also nichts hört, deren dritter sich den Mund zuhält, also nichts spricht, versinnbildlichen eine Weisheit des Fernen Ostens: zur rechten Zeit blind, taub und stumm sein können. Sie werden oft als Amulett von Kindern getragen, da man glaubt, daß sie alle Krankheiten fernhalten können.

In Japan ist es notwendig, nicht nur den verkaufstechnischen Apparat des pharmazeutischen Geschäftes zu beherrschen, sondern man muß sich auch mit der Psychologie der Bewohner eingehend beschäftigen. Gerade in diesem Lande findet man so viele Sitten und Gebräuche, die für uns Europäer seltsam und schwer verständlich sind. Man muß sie genau studieren, um nicht unbewußt die Gefühle, die der Japaner stets hinter einer lächelnden Maske verbirgt, zu verletzen.

---

* Vorlage: Die Brücke. Nachrichtenblatt für Beamte der pharmazeutischen Verkaufsgemeinschaft „Bayer-Meister Lucius", 1. Jg., Heft 9 / September 1931, Leverkusen, S. 139-141.

Rotraut Bomford geb. Kissendorfer

Lebensweg einer Lehrerin im 20. Jahrhundert

Jürgen Lehmann

1932 „Ich gratuliere Ihnen zur bestandenen Prüfung!" Die Priorin des Dominikanerinnen-Klosters zu Wettenhausen reicht einer jungen Dame die Hand: „Ich freue mich für Sie, Rotraut, und für unseren Orden!"
Denn Rotraut, geboren am 15. Juli 1916, also erst sechzehn Jahre alt, will, einem inneren Triebe folgend, Lehrerin werden, und sie tritt in das der Klosterschule angeschlossene Institut zur Ausbildung von Lehrerinnen ein. Alle, die sie kennen, sind überzeugt: Diese energische junge Dame mit dem festen Blick, ein hohes Ziel vor Augen und bester katholischer Erziehung verpflichtet, wird eine gute Lehrerin werden und dem Orden zur Ehre gereichen, wo immer sie auch wirken mag.

1933 Beim Gang durch Wettenhausen zusammen mit ihrer Mitschülerin Lisl Drexel fällt Rotrauts Blick auf ein Plakat, das eine öffentliche Versammlung ankündigt. „Sieh mal, ein Kreuz, ein buddhistisches Hakenkreuz, aber verkehrt herum!" Ihr Interesse ist geweckt. „Wollen wir hingehen?" Sie gehen.
Aber beide Mädchen sind sehr enttäuscht, denn der Redner spricht von einem Mann namens Adolf Hitler wie von einem Messias. Rotrauts Abneigung mündet – ihrem tatkräftigen Wesen entsprechend – in aktiven Protest: Sie gründet in ihrem kleinen Kreis eine Mädchen-Vereinigung, die sie „Heiland" nennt und deren Mitglieder Wallfahrten nach Allerheiligen veranstalten.
Da trifft auch sie und ihren „Heiland" das Verbot aller katholischen Jugend-Vereinigungen, reichsweit gültig; denn jener Adolf Hitler hat in ganz Deutschland die Macht an sich gerissen und übt sie bis in den letzten Winkel seines „Dritten Reiches" aus. Rotraut sieht keine Möglichkeit, in diesem Deutschland Lehrerin zu sein, ohne sich zur Helferin des von ihr zutiefst verabscheuten Regimes und seiner Ideologie zu machen. So keimt in ihr der Gedanke, Deutschland zu verlassen.

1935 Sie hat gerade ihre erste Lehramts-Prüfung bestanden, da hört sie, daß eine deutsche Familie, die auf der fernen Insel Sumatra eine Plantage führt, eine Hauslehrerin für ihre Kinder sucht. Sie bewirbt sich – und erhält die Stelle, obwohl sie die ihre Ausbildung abschließende Zweite Prüfung noch nicht abgelegt hat; aber die bayerische Schulbehörde erlaubt ihr, diese Prüfung auf Sumatra nachzuholen. Doch dazu soll es nicht mehr kommen. Rotraut gefällt es in ihrer neuen, reizvollen Umgebung sehr, und sie macht sich um ihre berufliche Zukunft wenig Sorgen.

1940 Hitlers Deutschland, das den Zweiten Weltkrieg ausgelöst hat und unbesiegbar zu sein scheint, bringt 1940 auch Holland in seine Gewalt. Daraufhin verhaften die Holländer in ihren Kolonien alle deutschen Staatsbürger, auch auf Sumatra: Die Männer und teilweise auch die Frauen werden in verschiedene Internierungslager in Britisch-Indien bzw. auf den niederländisch-indischen Inseln gebracht.[1] So erreicht Rotraut in Südost-Asien indirekt die Wirkungswelle des „Dritten Reichs" – dem sie doch hat entgehen wollen!

1941 Vermittelt durch die Schweiz, eröffnet sich den in Niederländisch-Indien internierten deutschen Frauen mit ihren Kindern die Möglichkeit der Freilassung und Rückführung nach Deutschland: über das verbündete Japan und dann mit der Transsibirischen Eisenbahn quer durch die damals gerade noch neutrale Sowjetunion. Was die meisten herbeisehnen, hat Rotraut zu fürchten: die zwangsweise Rückkehr in das Großdeutsche Reich!
Sie begibt sich schweren Herzens mit den deutschen Frauen und deren Kindern an Bord eines japanischen Schiffes, das sie nach Japan bringt. Zusammen mit einigen hundert Deutschen geht sie in Kobe von Bord und überlegt, wie sie sich der Weiterreise nach Deutschland entziehen kann.
Da scheint ihr das Schicksal helfen zu wollen: Im Juni beginnt Deutschland den Krieg gegen die Sowjetunion, und der Heimweg per Eisenbahn ist plötzlich versperrt. So müssen die deutschen Frauen aus Niederländisch-Indien mit ihren Kindern in Japan bleiben, und Rotraut ist ein wenig erleich-

[1] Rotraut Kissendorfer war in den Lagern Banjoe Biroe und Tjibadak; siehe dazu auch S. 9-10 und S. 11-14.

tert. Aber zu früh: Die kleine Deutsche Schule in Kobe, durch die vielen Neuankömmlinge aus Niederländisch-Indien gänzlich unerwartet auf das Doppelte ihrer Schülerzahl angewachsen, benötigte dringend Lehrer; und so wird Rotraut angestellt, zu ihrem Unglück aber nicht nur als Lehrerin, sondern sie wird – 25 Jahre jung, energisch und voller Tatendrang – auch als örtliche Führerin des „Bundes Deutscher Mädel" (BDM) eingesetzt.
So hat das NS-Regime auf der anderen Seite der Erde auf sie zugegriffen! Und sie muß sich fügen – mit welchem Widerwillen, mit welchen Zweifeln und Selbstvorwürfen, das wissen wir nicht. Fest steht: Sie wird eine engagierte und bei ihren Schülern sehr beliebte Lehrerin, kümmert sich daneben insbesondere um die Besatzungen der in Japan stationierten oder Japan anlaufenden deutschen U-Boote und der Blockadebrecher. Den BDM-Dienst versieht sie in ihrer Weise, indem sie mit den Mädchen hauptsächlich Sport treibt und Lieder singt, es aber soweit möglich vermeidet, sie ideologisch zu indoktrinieren.
„Ich darf nicht auffallen", sagt sie sich immer wieder; und doch kann sie ihre politische Einstellung nicht gänzlich verleugnen. Und so findet sie Kontakt zu Gleichgesinnten, meist ortsbekannten „Linken" und bietet endlich dem in Kobe tätigen Gestapo-Spitzel die Handhabe, sie bei der japanischen Geheimen Staatspolizei der Spionage zu bezichtigen, so daß die Japaner zugreifen können: Sie wird verhaftet, ins Gefängnis geworfen, mißhandelt; aber alle Verhöre ergeben nichts sie Belastendes.
Nach einem halben Jahr wird sie wieder entlassen; sie flüchtet zu einem Kollegen, Heinrich Mielcke, der mir – Jahrzehnte später – offenbart: „Sie war zu einem menschlichen Wrack geworden!"
Als jemand, der „gesessen" hat, erscheint sie den offiziellen deutschen Stellen in Kobe als Lehrerin nicht mehr tragbar, und sie wird aus dem Schuldienst entlassen.

1944 Ihr aufrechtes, unerschrockenes und lauteres Wesen hat ihr natürlich auch Freunde verschafft; aber wer besitzt den Mut, sich für eine Verdächtige einzusetzen? So ist Rotraut einverstanden, als ihr angeboten wird, – ganz offensichtlich vermittelt durch Wolfgang Galinsky,[2] einem couragierten jungen Attaché im Auswärtigen Dienst – nach Mandschukuo zu gehen, und zwar nach Hsinking *[heute Changchun]*. Dort baut sie, die Lehrerin aus Leidenschaft, eine deutsche Zwergschule mit sieben Schülern auf. Rotraut scheint noch einmal, wenn auch nicht ohne Schaden genommen zu haben, davongekommen zu sein.

1945 Doch der Schein trügt! Im letzten Moment noch erklärt die Sowjetunion Japan den Krieg, und die Rote Armee dringt Schrecken verbreitend in Mandschukuo ein. Um gewalttätigen Übergriffen zu entgehen, wagt Rotraut einen ungewöhnlichen Schritt: Sie geht pro forma mit einem ihr flüchtig bekannten Lektor für Englisch an der Universität Hsinking, einem Engländer, Mr. Bomford, die Ehe ein (Eheschließung 1. Juni 1945), dies in der Hoffnung, sich dann als Engländerin dem Zugriff durch die Rote Armee – als der Armee der Bündnispartner England und Amerika – entziehen zu können.
Aber die bei Kriegsende in Mandschukuo tätigen US-Behörden erklären Rotrauts Heiratspapiere – kriegsbedingt nur provisorisch ausgestellt – für ungültig und weisen sie wie alle dort lebenden Deutschen aus, sie den ortsanwesenden sowjetischen Vertretern überlassend: Nun ereilt sie doch noch die Gefangennahme.
Erst zwei Jahre später endet ihr Leidensweg, als sie im Sommer 1947 von Shanghai aus auf der „General Black" repatriiert wird und auf diesem Schiff den couragierten Herrn Galinsky zufällig wiedertrifft – zufällig?

1948 Wieder in Deutschland – dem Nachkriegs-Deutschland – findet Rotraut keine Anstellung als Lehrerin, weil ihr die Zweite Lehramts-Prüfung fehlt. Und sie will sie auch nicht nachholen. Statt dessen beginnt sie eine Lehre als Buchdruckerin und schließt sie mit der Gesellenprüfung ab. Ist ihr der Lehrerberuf verleidet? Es scheint so, und man kann es ihr nicht verdenken.

1952 Ganz plötzlich entschließt sie sich, wieder nach Japan zu gehen. Zieht es sie zurück an die Stätte ihrer Hoffnungen, aber auch ihrer Leiden? Ist es das Verlangen nach der gänzlich andersartigen Welt: der Nähe zur Natur und ihren Gesetzen, dem Harmoniebedürfnis seiner Menschen mit ihrer Liebe zum Detail und zum Augenblick? In Kobe erfährt sie die Hilfsbereitschaft alter Freunde, es gelingt ihr der Aufbau einer Kartonagenfabrik in Nishinomiya – bezeichnenderweise innerhalb des Klosters der Trappistinnen. Wenn auch als Unter-

[2] Wolfgang Galinsky (geb. 1910, gest. 1998 in Kobe), von 1937 bis 1973 mit Unterbrechungen im diplomatischen Dienst in Japan tätig, war 1939 an die deutsche Gesandtschaft in Hsinking/Mandschukuo versetzt worden, wo er bis 1944 wirkte.

nehmerin erfolgreich, kann sie doch nicht genug erwirtschaften, um sich ihren Herzenswunsch zu erfüllen: eine Heimstätte für die stumm leidende Kreatur. Und so leiht sie sich einen größeren Geldbetrag von einer bewährten Freundin aus den Tagen ihrer Internierung in Niederländisch-Indien, kauft ein großes Grundstück bei Nishinomiya und gründet ein Heim für ausgesetzte Hunde. Dann nimmt sie ein junges japanisches Mädchen aus einer Fischerfamilie von den Goto-Inseln zu sich, Miyo-san, mit ihr zusammen pflegt sie die vielen Tiere. Und weil deren Zahl ständig steigt, findet sich nach einiger Zeit noch jemand, der den beiden Frauen hilft: der Schweizer Urs Pfenninger.

1959 Doch dann bricht die Lehrerin in ihr durch: In Kobe sucht man für die wiedererstehende Deutsche Schule eine geeignete Lehrkraft: Wer wäre da geeigneter als sie, die die alte DSK (Deutsche Schule Kobe) noch gekannt hat, Japanisch spricht, nicht gebunden ist, Japan liebt – und eben wohl auch ihren Beruf! Und so sagt sie „Ja!".

Rotraut Bomford geb. Kissendorfer mit ihren Erstkläßlern bei der Einschulung in die Deutsche Schule Kobe, 1. April 1960. V.l.n.r. Kora Laugs, Christel Schmidt, Jürgen Lutz, Maria Hallier, Harald Ötzmann

Am 4. Mai 1959 ist sie wieder von Kindern umgeben, zwar nur von dreien, aber es sind die ersten ABC-Schützen der neuen Schule. Und jedes Jahr wächst die Schule um eine Klasse; denn der Kindergarten, von der ehemaligen Schülerin der DSK in den 20er Jahren und späteren ehemaligen Kindergärtnerin der DSK aus den 40er Jahren, Hedwig Heinze, geleitet, sorgt für Neuzugänge; die Zahl der in Japan wieder tätigen Deutschen stieg in jenen Jahren ja auch deutlich an. Rotraut ist die tragende Kraft und die Seele der Schule; und als der erste aus Deutschland entsandte Schulleiter, Herbert Wittig, eintrifft, findet er eine kleine und ordentlich geführte Schule mit fünf Klassen vor.
Endlich erlangt Rotraut nach förmlicher Ehescheidung (1963) ihre deutsche Staatsbürgerschaft zurück, und sie geht ganz im Dienst an der Schule, besser gesagt: im Dienst an den Kindern auf. Sie unterrichtet alle Fächer der Grundschule, dazu Biologie und – wenn nötig – Physik und Chemie.
„Der Unterricht bei ihr war nie langweilig, da wir neben dem Lehrstoff jede Menge über frühere Zeiten, über Tiere und Pflanzen erfahren haben. – Es war herrlich, ihre Schülerin zu sein!" berichtet eine ihrer Schülerinnen, und ein Schüler ergänzt „Sie war mehr Kameradin als Lehrerin!"
Es ist ein glückhafter Lebensabschnitt für sie, denn auch ihr Gönner, eben jener beherzte Konsulatsbeamte vergangener Tage, wird für zehn Jahre „ihr" Generalkonsul in Kobe. Nebenher – oder ist das ihr Hauptanliegen? – widmet sie sich den Tieren, und das mit furchtloser Hingabe, die so manche Verletzung zur Folge hat – mit scheuer Bewunderung von ihren Schülern und auch den Eltern immer wieder wahrgenommen. So wird denn auch ihr Heim für Hunde in den japanischen Tierschutzverein integriert: als „Nishinomiya Center" in der „Japanese Animal Welfare Society".
Zweifellos: Sie ist Lehrerin aus Leidenschaft, eine berufene und vielleicht sogar begnadete. Und ihr Eigenwille, ihre Kompromißlosigkeit in ihr wesentlich erscheinenden Dingen stehen dazu nicht im Gegensatz. Ein von Deutschland entsandter Inspizient, dafür offenbar mit den rechten Augen ausgestattet, meint denn auch: „Sie ist eine völlig unorthodoxe Lehrkraft. Aber ich wäre froh, wenn ich in Deutschland Lehrer hätte, die so von ihrer Aufgabe durchdrungen sind und ihre Schüler so zu begeistern verstehen wie diese Frau!"

1979 Rotraut, als „gestandene" Lehrerin im Kollegium respektiert, als ungewöhnliche Lehrerin von ihren Schülern geliebt, als konsequente Erzieherin von den Eltern geachtet, genießt weit über die sogenannte „Kolonie" hinaus hohes Ansehen, und das „International Committee of Kansai" ehrt sie in Würdigung ihres gesamten Wirkens in Westjapan mit dem „Certificate of Appreciation".

1980 Wann sie erfährt, daß sie an Krebs leidet, ist nicht bekannt. Doch 1980 beendet sie abrupt ihren Dienst an der DSK, wird zu Recht zum Ehrenmitglied des Schulvereins ernannt, legt die Leitung des Tierheims in Miyo-sans Hände und kehrt nach Deutschland zurück: in das Kloster Wettenhausen, wo ihre alte Mitschülerin Lisl inzwischen Priorin geworden ist. Sie erhält dort eine kleine Wohnung, hilft liebevoll überall im Kloster aus und lebt von ihrer bescheidenen Rente als ehemalige Buchbinderin; denn die Abfindung, die sie als Lehrerin an

der DSK erhielt, hat sie gänzlich ihrem Tierheim zufließen lassen.
Aber jedes Jahr im Sommer zieht es sie nach Japan, mehr jedoch zu ihren Tieren als zur Schule, konsultiert einen japanischen Krebs-Spezialisten, der ihr Vertrauen besitzt; Besuche zu machen oder solche zu empfangen ist ihre Sache nicht.

1984 Sie verläßt das Kloster Wettenhausen und zieht zu ihrer Schwester nach Horb am Neckar: „Sie war wohl bei ihrem Lebensgang und ihrer Weltläufigkeit der klösterlichen Atmosphäre entwachsen", meint verständnisvoll ihr väterlicher Freund, der zeitlebens versucht hat, schützend seine Hand über sie zu halten: jener couragierte Diplomat aus den 40er Jahren, Wolfgang Galinsky.

1986 Als sich ihr Krebsleiden als unheilbar herausstellt und sie den Tod vor Augen sieht, fährt sie nach Japan, man darf wohl sagen: um dort zu sterben. Für kurze Zeit nur liegt sie im Kaise-Hospital, von Miyo-san gepflegt, von Bekannten besucht – von ihrem väterlichen Freund fast täglich. Sie stirbt am 29. September.
In der katholischen Kirche von Rokko findet die Trauerfeier statt. Nach ihrer Einäscherung überführt Miyo-san die Urne nach Horb und vertraut sie der Erde an, und auf der Goto-Insel errichtet sie für ihre mütterliche Freundin eine Gedenkstätte. Doch in den Herzen ihrer Schüler lebt Rotraut fort und damit weltweit, nämlich überall dort, wo ihre Schüler heute zu Hause sind und sich ihrer erinnern.
Möge meine Beschreibung ihres Lebensweges – den wichtigsten Stationen folgend – dazu beitragen, die Erinnerung an sie wachzuhalten und uns zu mahnen.

Die Nachkriegszeit in Harbin 1945 bis 1950

Auszug aus meinen Lebenserinnerungen
1. Teil

Adolf Felsing

Etwa ab 1944 merkten auch wir Kinder, daß die Zeiten sich änderten. Als Indiz zu nennen wäre da etwa die Schwierigkeit, an Lebensmittel zu kommen. Aber es gab auch noch andere Anzeichen. So wurde unsere Köchin entlassen, und unsere Mutter kochte nun für uns.
Für uns persönlich kam hinzu, daß unser Großvater schwer erkrankt war. Zuerst merkten wir Kinder das nicht. Vielleicht nur, daß Opa nicht mehr so lustig war wie sonst. Aber Anfang 1945 wurde es auch für uns offensichtlich. Am 9. Mai 1945, einen Tag nach der Kapitulation des Deutschen Reiches (er registrierte sie noch), verstarb er, erst knapp 59 Jahre alt! Sein Leichnam wurde im Wohnzimmer auf dem großen Eßtisch aufgebahrt. Ich sehe noch vor mir, wie Herr Lipphardt den Sargdeckel festnagelte, der Sarg aus der Wohnung herausgetragen, auf den weißen Katafalkwagen gestellt und von uns begleitet zur Kirche gefahren wurde. Nach der Beerdigung ist Oma Guthke wieder in das Haus hinter dem Fluß zurückgekehrt, und bei uns blieb eine unbewußte, aber doch bedrückende Leere.
Der Abschied von dem von uns allen sehr geliebten Opa und die Ungewißheit über die Zukunft nach dem verlorenen Krieg bedrückte uns sehr. Auch sonst war die Stimmung überall gedrückt. Die Ungewißheit über das Kommende lastete auf allen. Und dann begann, wie befürchtet, der Krieg der Sowjetunion gegen Japan. Die japanischen Armeeeinheiten waren plötzlich alle aus der Stadt verschwunden. Auch die Polizei war nicht mehr zu sehen. Es gab keine Ordnungsmacht mehr. In den letzten Kriegsjahren hatten die Japaner die jungen russischen Emigranten zur Ausbildung an der Waffe gezwungen. Sie bildeten sogar eine kleine bewaffnete Einheit. Um die Europäer vor eventuellen Überfällen von wiedererstandenen Chunchusen *[chinesische Banditen]* zu schützen, patrouillierten nun diese Einheiten in der Stadt.
Im August 1945 rückte die russische Armee ohne Gegenwehr in die Stadt ein. Es peitschten zwar nachts ein paar Schüsse durch die Straßen, aber es blieb sonst recht ruhig. Das erwartete Marodieren der Soldateska blieb weitgehend aus. Man befürchtete nämlich, daß Einheiten der Rokosowsky-Armee in Harbin einmarschieren würden. Und die-

se Einheiten bestanden nur aus ehemaligen Strafgefangenen und „Besprisorniki", also aus Jugendlichen, die ohne Eltern und ohne Aufsicht auf der Straße aufgewachsen waren. Die übergroße Angst vor dem Einmarsch der Roten Armee war auch darauf zurückzuführen, daß die meisten hiesigen Russen „Weiße Emigranten" waren, die Schreckliches während der Revolution erlebt oder selbst von den „Roten" hatten erdulden müssen. Verständlich, daß sie Ähnliches befürchteten. Aber, Gott sei Dank, geschah es nicht. Sicher gab es Überfälle, aber die blieben Einzelfälle.

So waren einige Soldaten (manchmal auch räuberische Chinesen) auf schöne Pelze versessen. Mit einem solchen Pelz in der Dunkelheit unterwegs zu sein, war gefährlich. In unserem Bekanntenkreis wurde von folgendem, leicht tragikomischen Fall berichtet: Eine Frau wurde von einem Soldaten angehalten, der es auf ihren schönen Pelzmantel abgesehen hatte. Auf ihre Hilferufe hin eilte ein zufällig in der Nähe weilender Offizier herbei und vertrieb den Soldaten. Er bot der Frau an, sie nach Hause zu begleiten, um sie vor Ähnlichem zu schützen. Natürlich nahm sie dieses Angebot erfreut an. Als sie aber bei ihrer Wohnung angelangt waren, forderte der Offizier die Frau auf, ihren Mantel auszuziehen und ihn auszuhändigen. Sie sei ja jetzt zu Hause und brauche ihn nicht mehr!

Am frühen Morgen des 14. September 1945 hielt ein sowjetischer Militärlastwagen vor unserem Haus. Ihm entstiegen ein Offizier und ein Soldat, bei dem furchterregend eine Kalaschnikow vor der Brust hing. Der Offizier erklärte, er habe den Befehl, die Wohnung zu durchsuchen. Das taten sie dann auch sehr gründlich. Alle Wertgegenstände, wie Schmuck meiner Mutter und zum Teil auch meiner Großmutter, silbernes Geschirr sowie Platin- und Goldmünzen aus der reichhaltigen Münzsammlung meines Großvaters wurden auf dem Tisch gestapelt. Seine Sammlung polnischer, russischer und chinesischer Münzen sowie auch etwas Schmuck meiner Großmutter waren in zwei Safes deponiert. Die Münzsammlung meines Großvaters war in Harbin bekannt. Auch daß er ein wohlhabender Mann war und seine Frau Schmuck besaß. Es wäre deshalb gefährlich und nutzlos gewesen, alle wertvollen Münzen aus der Sammlung herauszunehmen und sie mit dem Schmuck zu verstecken. Deshalb wurde (noch in Absprache mit dem Großvater) der größere Teil der Wertsachen in den Safes belassen und nur ein Teil vor dem erwarteten Zugriff versteckt. Der Offizier trug die „konfiszierten" Gegenstände fein säuberlich in eine Liste ein und in eine gesonderte Liste Stiefel, Wintermäntel und Anzüge meines Vaters. Letzteres war natürlich ein schlechtes Zeichen! Er erklärte sodann, daß er meinen Vater zur Kommandantur mitnehmen müsse. Meine Mutter und wir Kinder brauchten uns aber deswegen keine Sorgen zu machen. Vater werde in ein paar Stunden wieder zurück sein. Es seien nur noch einige Fragen dort zu klären. Nun, diese „paar Stunden" dauerten bis November 1954! Vater war zwar erst 49 Jahre alt, als er aus der Gefangenschaft zurückkam, aber er sah aus wie ein alter Mann, und seine Gesundheit blieb angeschlagen.

Als Vater nun an diesem und auch am nächsten Tag nicht zurückkam, ist meine Mutter – zusammen mit mir – zur Kommandantur und zu anderen sowjetischen Dienststellen gegangen, um nach dem Verbleib und dem Schicksal ihres Mannes zu fragen. Aber nirgends bekam sie eine Antwort darauf. Keine Dienststelle gab zu, etwas zu wissen! Zu guter Letzt gab man meiner Mutter zu verstehen, daß ihr Herumfragen meinem Vater nur schaden könne, und riet ihr, das lieber zu unterlassen.

So blieb meine Mutter, ohne männlichen Schutz und Ernährer, mit vier Kindern auf sich allein gestellt in einem fernen und fremden Land! Ich war damals erst zwölf Jahre alt und bis dahin unbeschwert aufgewachsen. Die Durchsuchung der Wohnung, die Verhaftung des Vaters und die Begleitung der Mutter bei ihren nicht ungefährlichen Versuchen, etwas über das Schicksal ihres Mannes zu erfahren, haben einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und wohl auch eine Veränderung in mir hervorgerufen. Mir selbst war es damals nicht so bewußt, aber ich war plötzlich nicht mehr das Muttersöhnchen. Der Ernst des Lebens, die Schwierigkeit unserer Situation haben mein Verhalten nachhaltig beeinflußt. Vielleicht trug dazu auch bei, daß mei-

Kunst & Albers

孔士洋行 *Kung sze yang hong*

Tel. Manager 52-92
Office 22-88, 40-91, 36-90 jap.
Privatwohnung Manager und Lager 37-68
Tel. Adr.: „Kunstalber"
A.B.C. 6th, Acme & Suppl., Bentley's, Mosse, Mosse Suppl., Private Codes

Kontor und Ausstellungsraum:
Kitaiskaja Street,
Ecke Birjewaja No. 2

Allgemeiner Import, Techn. und Ölgeschäfte
Stammhaus: Hamburg
Filiale: Hsinking
Niederlassungen: Dairen und Mukden

Dr. A. Albers, Hamburg, Teilhaber

G. v. Dattan, Harbin, Teilhaber
A. Schill, zeichnet ppa.
J. Farkens, zeichnet i.V.
M. Inge, zeichnet i.V.
O. Berg
R. Ewert
W. Felsing, Ing.
E. Graf
Frau I. Kolytscheff
Frau W. Kolytscheff
G. Mordowskoij
P. Plambeck
Frl. L. Podgorbunskaja
K. Rautmann
P. Woehrmann

Firmenverzeichnis Kunst & Albers, Harbin Quelle: ADO 1939

ne Mutter öfters zu mir sagte: „Nun bist du der Mann im Haus."

Die Firma, die Harbiner Zweigstelle von „Kunst & Albers", wurde von den Sowjets übernommen, und unser Schmied war plötzlich ihr Chef! Das war natürlich überraschend – ob er wohl schon vorher geheime Verbindungen zu den Sowjets hatte? In den Hof zog eine sowjetische Wachmannschaft ein. Vor diesen „Beschützern" mußte meine damals sechzehnjährige Schwester Luise versteckt werden. Sie verbarg sich bei der uns befreundeten Familie Berg, einem älteren Ehepaar, das im selben Haus im Obergeschoß wohnte. Der Ehemann war Lagerverwalter der Firma und blieb es auch unter der neuen Leitung. Das Verhältnis zu den Wachen war immer etwas angespannt, aber – man kann sagen – trotzdem gut, ohne daß wir freilich sicher sein konnten, daß nicht plötzlich doch etwas passierte. Besonders wenn die Soldaten angetrunken waren, und das kam öfters vor, war äußerste Vorsicht geboten.

Da wir im Erdgeschoß wohnten, hielten sie sich oft in unserer Küche auf, wohl auch, weil aus dem Fenster der Vorderhof gut zu übersehen war. Zur Wachmannschaft gehörte auch ein einfacher, etwas einfältiger, aber gutmütiger junger Bursche. Er hatte an meiner Mutter einen Narren gefressen und nannte sie „Mamascha", also Mütterchen. Vielleicht war sie für ihn eine Art Ersatzmutter. Jedenfalls hielt er sich am häufigsten in unserer Küche auf und versicherte immer wieder, meine Mutter solle keine Angst haben, er werde sie beschützen. Nun, es geschah uns auch tatsächlich nichts. Ob wir das ihm zu verdanken hatten? – Ich weiß es nicht.

Kitaiskaja Straße, Parallelstraße zur Artelleriskaja, 30er Jahre
Quelle: StuDeO-Fotothek K0226

Seit dem Einmarsch der Sowjets wurde auch zwischen Chinesen manche alte Rechnung beglichen. So einen schrecklichen Fall konnten wir unmittelbar vor unserer Haustür beobachten. Auf der gegenüberliegenden Seite der Artelleriskaja Straße, etwa gegenüber dem Tennisplatz, lag ein Reinigungsgeschäft. Eines Tages hörten wir lautes Stimmengewirr und sahen, daß sich vor dem Geschäft eine Menschenmenge versammelt hatte. Sie wurde immer lauter und aufgeregter, und plötzlich brachen einige die Eingangstür auf und zerrten den uns wohlbekannten Inhaber heraus. Dann schlug die Menge wie wild geworden auf ihn ein. Zu guter Letzt lag er, ein blutüberströmtes Bündel, am Boden. Einige packten ihn und zogen ihn johlend die Straße hinunter, wohl um das Schicksal des „Verräters" allen anderen zu zeigen. Wir erfuhren später, daß der Inhaber ein japanischer Spitzel gewesen sein soll und ihn nun die gerechte Strafe ereilt habe. Wir haben in der Menge auch einige uns gut bekannte und vorher sowie auch nachher stets freundliche, zuvorkommende und friedliche Verkäufer aus den umliegenden Geschäften beobachtet. Ein Beispiel, wie der einzeln friedliche Mensch in einer aufgehetzten Menge zur Bestie werden kann.

Der Schmied war, wie gesagt, nun Leiter der Firma. Da er uns beiden, und auch wohl unserer Familie insgesamt, wohlgesonnen war, stellte er meinen Schulkameraden Günther Schill und mich an. Wir bekamen einen geringen Lohn und mußten ausrangierte Autos, die auf den Hof gebracht wurden, soweit wir das konnten, auseinandernehmen. Was wir da zu tun hatten, war im Grunde genommen unnötig. Die „Anstellung" erfolgte aus Gutmütigkeit, um uns einen kleinen Verdienst zukommen zu lassen.

Neben der wenn auch geringen Entlohnung hatte diese Anstellung aber für uns noch einen anderen, viel größeren Vorteil. Die Arbeiter fuhren mit dem Lastwagen immer wieder in ehemals japanische Werkstätten oder Lager, um dort nach brauchbaren Gegenständen zu suchen und sie in ihre Werkstatt zu bringen. Ab und zu durften wir mitfahren. Und dann bestand die Möglichkeit, auch etwas Brauchbares für uns zu entdecken. So fand ich ein völlig unbenutztes Paar japanischer Offiziersstiefel. Sie waren aus Leder und Filz gefertigt und innen mit Fell ausgekleidet, wirklich gute Winterstiefel. Für die russischen Arbeiter waren sie zu klein. Für mich, damals ja erst gut zwölf Jahre alt, zwar noch etwas zu groß, aber doch wirklich gut zu gebrauchen.

Auch eine japanische Wintermütze mit Fell konnte ich auf diese Weise „organisieren". Wichtiger für uns aber war die Möglichkeit, Holz zu beschaffen.

Danach suchten die Arbeiter auch und überließen uns nach der Rückkehr großmütig einen Teil davon. Den schleppte ich in das damals schon leere Wohnzimmer, wo meine Mutter und ich es gemeinsam zerkleinerten, damit es in den Kanonenofen paßte. Denn inzwischen war es Winter geworden, und die Zentralheizung war aus Mangel an Kohle nicht mehr in Betrieb. Wir lebten nun nur im Kinderzimmer, im Schlafzimmer der Eltern und in der Küche, wo wir uns meist aufhielten. Es gelang uns auch, japanische (Militär- ?) Socken zu „organisieren". Es waren eigenartige Exemplare, denn sie hatten keine Fersen und waren zum Tragen somit nicht sonderlich geeignet. Aber man konnte sie auftrennen und die so gewonnene Wolle zur Herstellung von Pullovern, richtigen Socken und anderen Stricksachen verwenden. Und damit verbrachten wir die langen Winterabende in der einigermaßen warmen Küche. Öfters leistete uns Frau Berg, eine fröhliche und redelustige Dame, dabei Gesellschaft. Auch ich lernte jetzt stricken. Meinen selbstgestrickten Schal trug ich sogar noch eine Zeitlang in Deutschland.

Ich erwähnte bereits, daß das Wohnzimmer leer war. Die Wohnzimmermöbel hatten wir nämlich an einen russischen Eisenbahnoffizier verkauft. Denn weil mein karger Verdienst natürlich nicht ausreichte, lebten wir vom Verkauf von entbehrlichem Hausrat.

Mit dem Einmarsch der sowjetischen Armee übernahmen die Russen auch die Verwaltung der Eisenbahn. Hierfür wurden russische Eisenbahner nach Harbin versetzt. Sie bezogen für sie freigemachte Wohnungen, die nicht immer ausreichend oder ihren Ansprüchen entsprechend möbliert waren. Besonders höhere Chargen kauften für die ihnen zugewiesenen Wohnungen bessere Möbel. Daraus ergab sich für meine Mutter die Möglichkeit, für unsere nicht mehr unbedingt benötigten Möbel einen recht guten Preis zu erzielen.

Die ständige Präsenz der Wachmannschaft und die damit verbundene Gefahr, daß sie bei ihren gelegentlichen Gelagen ausrastet und handgreiflich wird, veranlaßten meine Mutter, nach einer anderen Bleibe Ausschau zu halten. Es kam hinzu, daß die chinesische Verwaltung plötzlich Interesse an unserer Datscha bekundete. Wir hatten die Wahl, sie ihnen zu einem Anerkennungspreis zu verkaufen oder abzuwarten, bis sie beschlagnahmt wurde (was man meiner Mutter auch unmißverständlich zu verstehen gab). Das kleinere Übel wählend, verkaufte meine Mutter die Datscha für einen läppischen Preis. Das bedeutete aber auch, daß die Großmutter zu uns ziehen mußte. Soweit möglich, wurden Möbel und anderes Inventar, dabei auch die Werkzeuge meines Großvaters, verkauft. Aber viel brachten diese Verkäufe leider nicht ein.

In dem Haus, in welchem unser Hausarzt Dr. Sementowsky wohnte, wurde im vierten Stock eine Wohnung frei. Durch seine Vermittlung konnten wir sie mieten. Für die neue Wohnung sprach vor allem die Nachbarschaft zu dem uns befreundeten russischen Arzt. Das Gefühl, einen „männlichen Schutz" in unmittelbarer Nähe zu haben, hat wohl den Ausschlag gegeben. Denn ganz unproblematisch war die Wohnung nicht.

Als wir einzogen, mußten meine Mutter und ich erst einmal mit Schaufeln (!) die in der Küche „gelagerten" Abfälle entfernen. Unsere Vormieter waren wohl in der letzten Zeit zu faul, Asche und sonstige Abfälle die vier Treppen nach unten zu tragen. Die Wohnung war groß: Wohnzimmer, ein Zimmer für Mutter und Irene, eins für Luise und Henni, eins für die Großmutter und ein etwas kleineres Zimmer neben der Küche, das ich bezog. In der Wohnung waren drei Wandkachelöfen so verteilt, daß die Wohnung gut beheizt werden konnte. Aber das Heizmaterial mußte aus dem Keller fünf Stockwerke hoch und die Asche vier Stockwerke hinabgetragen werden. Außerdem fror im Winter die Wasserleitung ein. Das benötigte Frischwasser und das anfallende Schmutzwasser mußten hoch- bzw. runtergetragen werden. Und es war schwierig, in diesen Zeiten genügend Heizmaterial zu beschaffen.

Mittlerweile war in Harbin die 8. Armee eingerückt. So wurde bei uns Mao Tse-tungs Armee genannt. Sofort begannen die „Säuberungen". Die Beschuldigten, in der Regel wohlhabende Chinesen oder Chinesen, denen man Kollaboration mit den Japanern unterstellte, wurden in Prozessionen durch die Stadt geführt. Vorneweg ein paar bewaffnete Soldaten und dann eine von vier Mann getragene große Trommel, in deren Takt die Menge einige Schritte vorwärts und dann wieder einen rückwärts tat. Dahinter wurde der Delinquent geführt, die Hände auf dem Rücken gefesselt und mit einem hohen Hut aus Papier auf dem Kopf, worauf seine (tatsächlichen oder vorgeblichen) Vergehen zu lesen waren. Und schließlich die johlende und wild gestikulierende Menschenmenge. Jedesmal ein erschreckendes Bild. Welches Ende die Prozessionen nahmen, haben wir, Gott sei Dank, nie gesehen.

Singapore 1959

Peter Hütz

Im Januar 1959 wurde ich nach dreijähriger Tätigkeit in British East Africa von meiner Hamburger Lehrfirma zu Behn Meyer & Co. (BM) nach Singapore versetzt.

Singapore war seit seiner Gründung durch Sir Stamford Raffles im Jahre 1819, gestützt auf die große Marinebasis, zum britischen Machtzentrum in Südostasien entwickelt worden. Die Japaner eroberten und besetzten es 1942. Nach Ende des Pazifikkrieges kehrten die Engländer zurück. Die japanische Besetzung war jedoch nicht ohne Auswirkungen auf das Ansehen der Engländer bei den Asiaten geblieben. Der Nimbus ihrer Unbesiegbarkeit war dahin. Nun stand die Unabhängigkeit unmittelbar bevor. Gouverneur Sir William Goode sollte der letzte britische Gouverneur sein. Er hat Singapore 1960 in die Unabhängigkeit geführt. Der Chinese Lee Kuan Yew, der später der erste Präsident des Stadtstaates werden sollte und unter dessen Führung sich Singapore zum wohlhabenden Modellstaat entwickelte, betätigte sich 1959 noch als besonders gefährlicher Agitator.

BM, 1840 in Singapore gegründet, hatte sich nach zweimaliger kriegsbedingter Enteignung (1914/15 und 1939) 1955 in Singapore unter seinem alten Namen neu etablieren können. 1958 wurden Niederlassungen in Kuala Lumpur und Penang, also im inzwischen unabhängigen Malaysia, eröffnet. In Penang hatte eine BM-Niederlassung seit 1891 bestanden. Singapore blieb die Zentrale.

Alle Vermögenswerte aus der Vorkriegszeit waren verloren, aber viele der bedeutenden Vertretungen, allen voran die der IG Farben Nachfolgegesellschaften BASF, Hoechst und Bayer, hatte man sich sichern können. Daneben vertrat BM die Firmen Agfa, Rollei, Beiersdorf und Olympia, um nur einige der namhaftesten zu nennen.

BM in Singpore war zunächst in einem alten, teilweise umgebauten Kautschuk-Lagerhaus untergebracht. Die Klimaanlage schaffte es kaum, den Geruch der Kautschukballen (Ribbed Smoked Rubber Sheets in Bales) und den eines nahe gelegenen Seitenarms des stagnierenden Singapore River abzumildern. An heißen Tagen – und es war eigentlich immer heiß – stank es auch im Büro, ein Geruch, der mir noch heute in der Nase ist.

Die Geschäfte liefen jedoch insgesamt ausgezeichnet. Es war wohl nicht zuletzt diesem Umstand zu verdanken, daß die Stimmung unter den acht jungen Deutschen und den etwa dreißig Chinesen, trotz geringer Entlohnung, bei hohem Einsatz hervorragend blieb. Mit Ausnahme des Firmenleiters G. von Daggenhausen, der schon zwischen den Kriegen an leitender Stelle dort für BM gearbeitet hatte, waren die deutschen Mitarbeiter um den Zeitpunkt der Wiedergründung zum ersten Mal nach Singapore entsandt worden. Sie repräsentierten eine neue Zeit und waren daher bestens geeignet, sich auf die anstehende Dekolonisierung und Unabhängigkeit von Singapore und Malaysia einzustellen.

Von Daggenhausen war ein guter, auch administrativ sehr befähigter Kaufmann. Er war damals etwa fünfzig Jahre alt, hatte viel Erfahrung im Geschäft in Südostasien und trotz seiner beinahe pedantischen Genauigkeit ein Original mit Witz und Humor. Wie viele der Südostasien-Deutschen hatte man ihn im indischen Dehra Dun viele Jahre lang interniert. Nach dem Zweiten Weltkrieg war dann aber der Status eines ehemaligen Dehra Dun-Internierten von Vorteil. Denn viele der leitenden Leute im Asiengeschäft der deutschen Großindustrie waren ebenfalls dort gefangen gehalten worden. Man kannte und unterstützte einander.

Natürlich bekam ich als dienstjüngster Mitarbeiter zunächst einmal die Leitung der „General Division", der schlechtesten der BM-Abteilungen, übertragen. Sie hatte jahrelang Verluste gemacht, und eine Verbesserung schien kaum möglich.

An jedem Monatsende wurde für jede Abteilung und für die Firma insgesamt das Ergebnis ermittelt und dann zwischen von Daggenhausen und dem zuständigen Abteilungsleiter besprochen. Wie zu erwarten, wies das erste „Monatsstück" (so nannte man den Abschluß auf hamburgisch) meiner Abteilung einen dicken Verlust aus, den der Chef nach kurzer Draufsicht mit „gerade hatte es sich gelohnt, und dann kommen Sie (!!)" kommentierte. Bei einer anderen Besprechung dieser Art fand von Daggenhausen meine Bestände zu hoch. Die Faustregel, die er mir gab, war: „Sie müssen nicht zu viel auf Lager haben, Sie müssen nicht zu wenig auf Lager haben, Sie müssen immer genau die richtige Menge auf Lager haben, dann liegen Sie richtig!" Wohl wahr und auf jede Situation anwendbar!

Die jungen Expatriates aller Nationalitäten wohnten damals in sogenannten Messen. Meine Behausung in der River Valley Road war typisch für diese Art von Unterkunft, deren Hauptcharme in niedrigen Kosten bestand. Ich teilte die Messe mit einem Engländer und einem Neuseeländer. Bewirtschaftet wurde das Etablissement von einem chinesischen Hausboy, der Frühstück machte und die Wäsche und die Wohnung leidlich in Ordnung halten konnte. Mein Zimmer war auf einer Art Balkon in Ost-West Richtung gelegen. Unter mir spielte sich das durchaus lautstarke chinesische Straßenleben ab. Die Rundum-Sonnenbestrahlung von früh bis spät sorgte für Rekordtemperaturen in meinem Zimmer. Klimaanlagen waren damals allenfalls für Büros üblich. Trotz aller dieser Widrigkeiten habe ich beinahe ein Jahr dort gewohnt!
Anschließend zog ich zusammen mit einem Holländer in eine Zweiermesse in der Nähe der Orchard Road. Diese Wohnung war deutlich größer als die in der River Valley Road und hatte einen Boy, Chang Wong Loo, der im Ruf stand, europäisch kochen zu können.
Wie wir schnell herausfanden, beschränkten sich seine Kochkünste aber auf Tomatensuppe mit Reis und verlorenen Eiern. Nach einer Woche waren mein Messekollege und ich die Tomatensuppe leid, und wir beschlossen, die Bereicherung unseres Küchenzettels ernsthaft in Angriff zu nehmen. Das Problem war aber, daß wir jeden Mittag diesen Beschluß von neuem faßten, abends aber nie zu Hause waren und am nächsten Morgen zum Büro stürmten. Für die Änderung des Küchenzettels blieb einfach keine Zeit, und so aßen wir weiter Tomatensuppe mit verlorenen Eiern. Sicherlich würden wir das immer noch tun, wenn nicht meine Versetzung nach Penang unsere Messegemeinschaft beendet hätte.

Royal Singapore Yacht Club (RSYC), 1959

Das Kriegsende lag schon mehr als ein Jahrzehnt zurück, und doch war das offizielle Singapore immer noch stark antideutsch eingestellt. Das bedeutete aber nicht, daß die Engländer irgend etwas gegen Deutsche persönlich gehabt hätten: Im Gegenteil. Man nahm uns gesellschaftlich mit offenen Armen auf und lud uns zu Partys, Picknicktouren und den vielen anderen Geselligkeiten ein, die Singapore damals reichlich zu bieten hatte. Auch die Clubs standen uns offen.

Die „Twiga" bei der „Rund um Singapore Regatta", 1959

Ich trat in den Royal Singapore Yacht Club (RSYC), den Ruder- und Segelclub, ein. Andere BM-Kollegen und junge Expatriates anderer Firmen und Nationen spielten mit den Angelsachsen Golf, Tennis und manche sogar Rugby und Crikket.
Mein Boot „Twiga" (Kisuaheli für „Giraffe") war ein "Sidney Harbour Skiff", eine australische Bootsgattung mit viel Segelfläche und wenig offenem Boot. Es mußte mit einer Mannschaft von mindestens vier Mann gesegelt werden, die bei steiferen Brisen alle gut zu tun hatten. Wir waren recht erfolgreich und gewannen unter anderem 1960 auch die „Rund um Singapore Regatta".
Der Gouverneur von Singapore, zu meiner Zeit Sir William Goode, war quasi automatisch der Commodore des RSYC. Er ließ sich rechtzeitig für die sonntägliche Regatta im Rolls Royce mit wehendem Union Jack im Club vorfahren. Trotz der angespannten politischen Lage gab es keinerlei Sicherheitsvorkehrungen. Der livrierte Fahrer riß den Schlag auf, und heraus kam das Clubmitglied Bill in verschlissenem Hemd, Shorts, ausgetretenen Tennisschuhen und mit einem alten Segelhut auf dem Kopf. Auch mit seinem Boot war kein Staat zu machen, und die Tatsache, daß er eigentlich immer als Letzter durchs Ziel kam, ohne eine Miene zu verziehen, brachte ihm zwar Achtung, aber keine Erwähnungen in der Presse ein. Wenn es so etwas wie eine Weltmeisterschaft im understatement gäbe, Sir William wäre sicher auf einem der vorderen Plätze gelandet.

Zwischen Rikscha und Reifeprüfung

Ehemaligentreffen deutscher Schüler aus Shanghai

Christiane Zwick

„Mein Kindermädchen hat mich mit Stäbchen gefüttert, und meine ersten Worte waren chinesisch", erzählt Wolf Eysoldt. Seine frühere Mitschülerin Renate König erinnert sich an das Verbot ihres Vaters, mit den chinesischen Nachbarskindern zu spielen; sie solle sich darauf beschränken, deutsch und englisch zu sprechen. Der Elektrotechniker und die Ärztin sind während des „Dritten Reichs" in Shanghai zur Schule gegangen. An diesem Nachmittag sitzen sie neben anderen Ehemaligen der „Kaiser-Wilhelm-Schule" an cremefarben gedeckten Kaffeetischen und lassen die Vergangenheit Revue passieren. Sie treffen sich alle drei Jahre zum „Wallah wallah", was auf chinesisch „sehr viel reden" bedeutet.

Über hundert Kaiser-Wilhelm-Schüler hat Hans-Peter Cortum im Hotel „Elbflorenz" in Dresden zusammengeführt. Von Mölln aus hatte der frühere Industriekaufmann hierfür in alle Welt telefoniert und im Internet nach seinen Klassenkameraden geforscht. Daß sie die letzten Zeitzeugen eines besonderen Abschnitts deutscher Geschichte in China sind, ist dem gebürtigen Shanghaier klar: „Wir gehören zu den Letzten, die ein koloniales Leben genossen haben, auch wenn es nach dem Ersten Weltkrieg keine deutschen Kolonien mehr gab."

Cortums Vater war Teilhaber der Mee-Yeh-Handelscompagnie, seine Mutter arbeitete seit 1924 für die Firma Hugo Stinnes in Shanghai. Hans-Peter saß lieber im Sattel als daheim oder auf der Schulbank. Seine Lieblingserinnerung: „Wenn der Taifun das Wasser den Huangpu hinauftrieb, standen die Straßen unter Wasser und wir hatten zwei Tage schulfrei." Die bei ihm sitzenden 70- bis 90jährigen sehen in diesem Moment Rikschas vor sich, deren Fahrer bis zu den Knien im Wasser stehen, Frauen, die eilig ihre Garküchentöpfe zusammenraffen, englische Doppeldeckerbusse. Sie selbst sind damals selten Bus gefahren, die meisten wurden vom Chauffeur in die Schule gebracht.

Die Kinder der deutschen Kaufleute, Ingenieure und Unternehmensvertreter gehörten zur gehobenen Mittelschicht, die in Shanghai sich manchen Luxus der Oberschicht leisten konnte. Einen Diener, den „Boy", einen Koch und eine Kinderfrau, die „Amah", beschäftigten fast alle Familien. Gelegentliche Erziehungsversuche der Mütter, erzählt Klaus Müller-Ibold, vereitelten die Amahs. Er habe nie sein Zimmer aufräumen müssen: „Wir wurden verwöhnt und waren daher selbstbewußt bis an die Grenze der Arroganz." „Young master hier und da", wirft Hans-Peter Cortum ein.

Zum privilegierten Leben gesellte sich ein nationaler Auftrag. Die Kaiser-Wilhelm-Schüler hörten von Eltern und Lehrern, daß sie als Deutsche ihr Heimatland in China vertreten sollten. Ein Heimatland, das die meisten kaum kannten, in einem China, das sie nur ausnahmsweise betraten. Denn Shanghai war viergeteilt, in die chinesische, die japanische, die französische und die internationale Zone. Der Taifun und die Garküchen fanden ihren Weg zwar in alle Teile der Stadt, doch die deutschen Kinder verließen die Innenstadt fast nie, sie wohnten im „International Settlement" und idealisierten ein Land, das sich 13.000 Kilometer entfernt gerade mit seinen Nachbarn auf mörderische Weise anlegte.

„Wir lasen ‚Die Dame' oder die ‚Berliner Illustrierte', sahen Fotos von Volksmassen, die dem Führer zuwinkten, und dachten: ‚Da ist was los!'" beschreibt Georg-Ludwig Heise seine damaligen Gedanken. Er war HJ-Kameradschaftsführer – alle nationalsozialistischen Organisationen gab es auch im Fernen Osten – und ging mit derselben Selbstverständlichkeit, mit denen er Kameradschaftsnachmittage organisierte, ins Kino, um amerikanische Filme wie „Gone with the Wind" anzusehen. Noch heute flicht er gerne englische Vokabeln in seine Sätze.

Sein Vater war deutscher Militärberater des chinesischen Nationalistenführers Chiang Kai-chek, der im Kampf um Shanghai 1937 zunächst den Japanern unterlag. Shanghai brannte, aber an der Kaiser-Wilhelm-Schule wurde aktuelle Politik, auch das, was auf der Straße geschah, ignoriert. Die Schule war eine deutsche Enklave, deren Lehrpläne das Reichserziehungsministerium festlegte. Den Schülern gelang das Kunststück, ihr gesteigertes Nationalgefühl nahtlos mit dem Stolz auf die so empfundene eigene Offenheit und Internationalität zu verbinden. Ihre Privilegien und ihre Mehrsprachigkeit haben sie genutzt: Viele haben später im

Ausland gelebt und gearbeitet. Nur China, damals ein Land im politischen Umbruch, hatten bis dahin die wenigsten kennengelernt.

Das typisch Chinesische an Shanghai ging mir erst auf, als ich nach dem Krieg zum ersten Mal nach Deutschland kam, gestand Renate König ein. Ihr Vater war Kaufmann und hatte für seine Familie einen Garten gemietet, um darauf, mitten in Shanghai, einen Bauernhof zu errichten. „Er versuchte, dort sein kleines Deutschland zu schaffen. Die Fremde erdrückte ihn." Draußen auf den Straßen drängten sich Menschen und Rikschas durch den Großstadtverkehr, drinnen wuchsen Stiefmütterchen, Gänseblümchen und Astern. Wenn die Ärztin in ihrem Garten in Baden-Baden heute diese Blumen betrachtet, weiß sie immer noch, in welchem Beet sie in Shanghai zu finden waren.

Inzwischen hat Renate König angefangen, Ostasiatica zu sammeln. Eine Verbindung in das Land ihrer Kindheit. Kein Einzelfall, doch die meisten alten Mitschüler betonen, daß sie nur zufällig an das Damals anknüpfen. Georg-Ludwig Heise studierte noch im Rentenalter Sinologie, „weil es mir das einfachste Nebenfach zu sein schien", Gerda Westendorf wohnt in einem chinesischen Viertel von San Francisco, „aber chinesisch spreche ich nur mit meinem Hund, viele Worte weiß ich nicht mehr", und Wolf Eysoldt fragt, „nur wenn ich den Küchenchef schon gut kenne", im China-Restaurant nach Jiao Zhi, den Teigtaschen, die er als Kind so liebte.

Sie haben viel gemeinsam, die Kaiser-Wilhelm-Schüler, und oft gehen die Erinnerungen zurück in das vierstöckige Gebäude an der Great Western Road. 1895 war die deutsche Schule gegründet worden, Ende der dreißiger Jahre besuchten sie rund 250 Schüler. Ein Drittel waren Tschechen, Russen, Chinesen – Kinder aus fünfzehn Nationen kamen da zusammen. Verständliches Deutsch sprachen längst nicht alle.

Theodor Heinrichsohn, in Hunan geboren, hatte eine chinesische Mutter und wuchs auf dem Land auf. „Daß ich heute Deutsch spreche, habe ich Dr. Krebs zu verdanken; bevor ich an die Kaiser-Wilhelm-Schule kam, sprach ich kein Wort Deutsch." Andere mußten sich im Unterricht ihr Pidgin-Englisch abgewöhnen. Heinrichsohn wurde 1942, wie vielen Kindern aus sogenannten „Mischehen", die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Als sein Vater dagegen klagte, mußte sich der Zwölfjährige einer rassekundlichen Untersuchung unterziehen. Deutscher Rassenwahn in einer japanisch besetzten chinesischen Stadt. In einer Stadt, die als einzige Menschen ohne Visum aufnahm, dem Rettungshafen für 18.000 europäische Juden. In Shanghai gab es sechsmal mehr staatenlose jüdische Deutsche als Besitzer eines reichsdeutschen Passes. Ab 1943 wurden die Juden in Hongkew interniert. Besuch der deutschen Schule? Ausgeschlossen. Theodor Heinrichsohn mußte die deutsche Schule nie verlassen, seinen deutschen Paß bekam er 1944 zurück.

Am 2. September 1945 ging mit der Kapitulation der Japaner auch in Shanghai der Zweite Weltkrieg zu Ende. Die deutsche Schule wurde von den Chinesen geschlossen, die meisten Schüler kehrten 1946 heim in ein besiegtes Deutschland, das dabei war, sich zur Demokratie zu mausern. Hans-Peter Cortum holte sein Abitur in Blankenese nach, Theodor Heinrichsohn und Klaus Müller-Ibold wechselten auf die amerikanische Schule in Shanghai, Wolf Eysoldt blieb ebenfalls zunächst in Shanghai und begann ein Praktikum in einem elektrotechnischen Betrieb, Renate König zog in ein hessisches Dorf und genoß es, zum ersten Mal ohne Aufsicht durch einen Wald zu stromern.

Shanghai ist heute eine Metropole mit fast siebzehn Millionen Einwohnern, seit 1945 hat sich die Einwohnerzahl verdreifacht. 17.000 Menschen leben auf einem Quadratkilometer, in Berlin sind es knapp 4.000. Nur wenige Gebäude des alten Shanghai stehen heute noch. Baukräne sind zum neuen Wahrzeichen der Stadt geworden, stellte Georg-Ludwig Heise fest, als er 1996 in das einstige „International Settlement" fuhr. Er suchte das alte Schulgebäude und fand auf dem Grundstück ein Hilton Hotel. Auf dem Bürgersteig standen zwei Baumstümpfe – die Überbleibsel der Platanen, die früher auf dem Schulhof gestanden hatten. „Ich habe in den Stümpfen nach den Herzchen gesucht, die wir damals hineingeschnitten hatten", berichtet der Kaiser-Wilhelm-Schüler den alten Schulfreunden, „aber ich habe kein einziges mehr gefunden." Die Ehemaligen erinnern sich an die Platanen in Shanghai, unter denen sie an heißen Tagen gelegen haben, und überlegen, wer damals mit wem gegangen ist. Und nach fast siebzig Jahren wird geklärt, daß Georg-Ludwig keineswegs Carmen den Laufpaß gegeben hat. In dieser Hinsicht ist diese Zusammenkunft dann eben auch ein ganz normales Ehemaligentreffen.

Buchempfehlungen

Renate Jährling

Bacheracht, Therese von: „Heute werde ich Absonderliches sehen". Briefe aus Java 1850-1852. Herausgegeben und kommentiert von Renate Sternagel. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag 2006, 323 S. ISBN 3-89741-194-6. – € 24,00.
1849 begab sich die damals bekannte Schriftstellerin Therese von Bacheracht (1804-1852) mit ihrem zweiten Ehemann Heinrich von Lützow, Kommandeur der niederländischen Kolonialarmee, auf die Reise nach Java. Sie erkundete einsame Landschaften, Leben und Gewohnheiten der Bevölkerung, aber auch das Alltagsleben der Niederländer in der Kolonie. Betrachtungen etwa zu Politik, Geschichte und Religion bezieht sie ein und wagt gelegentlich auch kritische Äußerungen über das Kolonialsystem.
Renate Sternagel, Germanistin und Historikerin, die zwanzig Jahre in Indonesien und Japan verbrachte, wo sie an den Goethe-Instituten und als Lektorin arbeitete, publiziert die bisher unveröffentlichten Briefe der Schriftstellerin, die außerordentlich kenntnis- und aufschlußreich sind, und kommentiert sie umfassend. Die Einführung enthält die Biographie der Schriftstellerin samt ihrer deutschen „Vorgeschichte" und geht auf die Lebensumstände in der holländischen Kolonie sehr anschaulich ein.

Brückenbauer. Pioniere des japanisch-deutschen Kulturaustausches. München: Iudicium Verlag 2005, 468 S. ISBN 3-89129-539-1. – € 40,00.
„Brückenbauer" versteht sich als Beitrag zu „Deutschland in Japan 2005/2006". Dieses zweisprachige Buch entstand in Zusammenarbeit der OAG mit dem Japanisch-Deutschen Zentrum Berlin. Es berichtet, wie seit bald 150 Jahren zahlreiche Deutsche in Japan und Japaner in Deutschland Spuren hinterlassen, fremde Ideen dem eigenen Kulturkreis erschlossen und als „Brückenbauer" die beiden Länder einander nähergebracht haben.

Gerhard Fischer auf Spurensuche. Aufgezeichnet von Marlies Küng-Rüdisser. Selbstverlag 2005, 156 S., Fotos. Das Buch ist in deutscher und englischer Sprache erhältlich. Bezugsadresse: Uschi Seetoodeh, Hadergasse 35, 83236 Übersee, Tel. 08642-597383, E-Mail: Uschi_seetoodeh@yahoo.de. Im Zuge der Bestellung wird darum gebeten, € 13,00 zu überweisen auf das Spendenkonto der „Lepra Hilfe Gerhard Fischer", Kreissparkasse Traunstein-Trostberg, Kontonummer 162172, BLZ 71052050.
In seiner Autobiographie erzählt Gerhard Fischer (1921-2006), der in China aufwuchs, locker und spannend, wie er Krieg und Gefangenschaft erlebte und vom beamteten Botschafter zum „deutschen Botschafter der Humanität" wurde. Siehe dazu auch den Beitrag S. 6-8.

Lin Haiyin: Im Schein der Lotoslaterne. Roman. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2005, 208 S. ISBN 3-423-62227-X. – € 8,00.
In ihren „Erinnerungen aus der Südstadt" (so der Originaltitel des Buches) zeichnet die Taiwaner Schriftstellerin Lin Haiyin (1918-2001) ihre Kindheit in Peking Mitte der 20er Jahre „wie eine Tuschzeichnung" zart und klar auf und setzt damit einer der einst schönsten Städte der Welt ein Denkmal. Wer das alte Peking kannte, fühlt sich von ihr durch die Gassen und Stadttore begleitet.
Der Roman wurde von der Sinologin Susanne Hornfeck, StuDeO-Mitglied, aus dem Chinesischen übertragen.

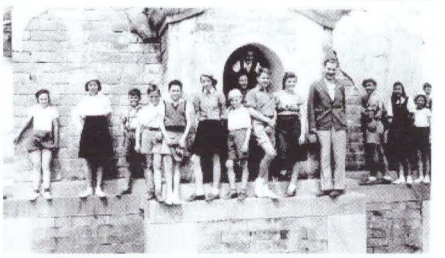
Steen, Andreas: Deutsch-chinesische Beziehungen 1911-1927. Vom Kolonialismus zur „Gleichberechtigung". Eine Quellensammlung. Erschienen in der Reihe: Quellen zur Geschichte der deutsch-chinesischen Beziehungen 1897-1995. Herausgegeben von Mechthild Leutner. Berlin: Akademie Verlag 2006, 603 S. ISBN 3-05-004243-5. – € 118,00.
Der vorliegende sechste Band bildet den Abschluß der bedeutenden Quellensammlung. Einleitend geht es um die deutsche Anerkennung der jungen Republik China, die anschließenden Kapitel behandeln die Jahre des Ersten Weltkriegs und die Beziehungen der Weimarer Republik zur offiziell anerkannten Pekinger Regierung und zu der von Sun Yatsen errichteten Süd-Regierung in Kanton. Des weiteren werden die Kultur- und Wirtschaftsbeziehungen sowie der Wandel der wechselseitigen Wahrnehmung zwischen 1911 und 1927 untersucht.

Vermischtes

Erinnerungen an unseren Lehrer Gustav Steenken

Gustav und Renata Steenken, Peking

G. Steenken unterrichtet Sport auf dem Schulhof in Peking



Schulausflug, in den Westbergen von Peking, um 1940

Rechtes Bild v.li.: Tania Romanovsky, Mimi Clémann, Günther Rothe, Friedl Heiss, Felix Heinicke, Ursel Marschall, Jörn Anner, Lilo Wilfert, Irmgard Marschall (in Nische), Dieter Theile, Muschi Harpfinger, Gustav Steenken, Dimitri Bouhoutsos, Rosi Clémann, Eva Dello
Quelle: StuDeO-Fotothek P5407, P5351, P5355

Erika Schödel geb. Rothe, Bischofswiesen, schreibt zugleich im Namen der Mitschüler der Deutschen Schule Peking:
Wir gedenken eines Lehrers, der in den Jahren vor und während des Zweiten Weltkriegs an der „Deutschen Schule Peking" wirkte und viele Jahre bis ins hohe Alter seinen ehemaligen Schülern verbunden blieb. Auch ihn hat die Zeit in China geprägt und nie wieder losgelassen. Seine Anhänglichkeit an die alten Freunde veranlaßte ihn, an den Unternehmungen des Freundeskreises von Pastor Müller und des StuDeO teilzunehmen.
Für mich als Schülerin war Herr Steenken der Turnlehrer schlechthin. Turnen war mein liebstes Fach, und so war er mir der wichtigste Lehrer. Das war in Peking in den 30er und 40er Jahren. Und noch heute – obwohl über 60 Jahre her – muß ich bei der Gymnastik in unserem Dorf jedes Mal an Herrn Steenken denken.
Ich erlebte ihn mit seiner ersten Frau Renata 1980 wieder, als die beiden mit meinem Bruder und mir beim Wiederentdecken des alten Peking durch Qianmenwai streiften. Dort ließen wir uns in einem „Teehaus" nieder. Deren Chefin, Frau Li, hatte an einer kleinen Kreuzung Sitze aus Ziegelsteinen aufgebaut, ein Brett über zwei Ziegelsteinhaufen gelegt und darauf Gläser verteilt, in die sie den Tee aus Thermoskannen einschenkte und den Passanten für 2 fen verkaufte. Mein Bruder und ich erzählten Frau Li, Herr und Frau Steenken seien vor 40 Jahren unsere Lehrer an der Deutschen Schule Peking gewesen.
Danach habe ich mich oft bei Frau Li erfrischt. Mit vielen meiner Besucher habe ich bei ihr Tee getrunken. Passanten fragten, wer denn diese Ausländerin sei. Frau Lis ständige Antwort war: Sie ist in Beijing geboren, und sie war auch schon mit ihren Lehrern hier. So ist mir das Ehepaar Steenken immer wieder in Erinnerung gebracht worden.
In den letzten zwanzig Jahren traf ich Gustav Steenken auf einigen Veranstaltungen der China-Kreise sowie auf einem Geburtstagsfest einer ehemaligen Schülerin. Trotz seines fortgeschrittenen Alters wirkte er frisch und lebensfroh. Mit vielen seiner ehemaligen Schüler pflegte er engen Kontakt, so wie wir auch stets unsere Weihnachtsgrüße austauschten.
Nun ist Gustav Steenken im Alter von fast 98 Jahren von uns gegangen. Ein langes Siechtum ist ihm erspart geblieben. Uns ehemaligen Schülern wird er in lebendiger Erinnerung bleiben. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

In meinem Gedächtnis ist unser Gustav für alle Ewigkeit mit meiner Schulzeit in Peking verbunden: die Unterrichtstunden, wo er uns „Bummelanten" so vieles beizubringen vermochte, die Turnstunden, die Schlagballspiele im Schulhof, die Ausflüge, usw. Dank Pastor Müller sind wir alle nach vielen Jahren wieder in Kontakt gekommen. 1975 war ich zum ersten Mal in Deutschland und habe nach vierzig Jahren viele Mitschüler und auch Gustav selbst wieder getroffen. Er besuchte uns auch, als wir noch in Sacramento wohnten, und natürlich sahen wir uns auch auf den Schultreffen wieder. Jedesmal war es ein herzliches und erfreuliches Wiedersehen mit regem Austausch über die schönen Jugendjahre in Peking.

Tania Erfle-Romanovsky, Lakewood/Colorado

Als Gustav Steenken Ende 1938 frisch aus Deutschland in Peking eintraf, bekam er alle Klassen ab der 3. Grundschulklasse in Sport, Deutsch, Englisch, und Geschichte! Er war jung, sportlich und sah gut aus, und natürlich flogen ihm – mehr oder weniger – die Herzen der Oberklassen-Mädchen zu! Er hat auch in den späteren Jahren die Sportwettkämpfe auf dem Polo-Feld (ein Abschnitt auf dem breiten unbebauten, Glacis genannten Streifen rings um das Gesandtschaftsviertel) geleitet und auch die jährlichen Schlagball-Mannschafts-Treffen der Pekinger und der Tientsiner Deutschen Schulen organisiert. – Selbst in unseren von allen heiß ersehnten Sommerferien im August in Peitaiho war Gustav Steenken zur Stelle – unser toller Ausflug zu den Chinwangtao Sanddünen zählt zu unseren schönsten Erinnerungen. Ich möchte ihm nachträglich für die unbeschwertesten Jahre unseres Lebens Dank sagen.

Irmgard Wollny-Marschall, Stettbach

Zuschriften

Werner Bürklin, Boca Raton/Florida, als Missionarssohn in China aufgewachsen und ehemaliger KWS-Schüler, teilt mit: Erik Bürklin *[sein Sohn]*, Leiter des Missions- und Hilfswerks China Partner e.V. (CP), wurde heute gemeinsam mit dem Gründer Werner Bürklin im Staatlichen Ministerium für Religiöse Angelegenheiten in Beijing empfangen. Das Treffen fand im Palais und dem Geburtsort des letzten Kaisers von China statt. Unter anderem wurden Themen wie Verletzung von Menschenrechten besprochen sowie die augenblicklichen Versuche der chinesischen Regierung, eine Verteidigung für die zu Unrecht Angeklagten durch neu etablierte evangelikale Rechtsanwälte in China zu ermöglichen. Des weiteren wurden CP's Schulungen in Bibelschulen, Theologischen Seminaren und Ausbildungsstätten für kirchliche Laienmitarbeiter erörtert. Das Ministerium sicherte die weitere und nachdrückliche Unterstützung dieser Tätigkeiten zu.

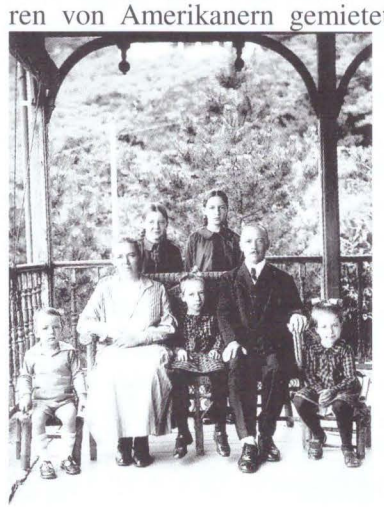
In den vergangenen Jahre wurden von CP zigtausende Bücher zur geistlichen Fortbildung und Schulung legal eingeführt und an Theologiestudenten und Bibelschüler verteilt. Weiterhin unterstützt CP den Bau von Kirchen und war maßgeblich am Neubau einer Bibelschule in Nanchang (Provinz Jiangxi) beteiligt. CP arbeitet seit 1989 in China.

Leserbriefe

Gestern kam das Septemberheft, und ich habe es halb durchgelesen. Wie interessant die Korea-Reise! Inzwischen hat sich das Land so sehr verändert. Die Kanonenbootfahrt auf dem Yangtse hat mich auch fasziniert. Wie zahm waren die berühmten „Gorges", als wir sie 1985 (noch mit einem der numerierten „Der Osten ist Rot"-Personendampfer) durchfuhren. Da gab es noch nicht die luxuriösen Touristendampfer von heute. Fritz Sommer gehört ja noch zu den ganz alten „China-hands" und seine Eltern erst recht.

Georg-Ludwig Heises Bericht fällt schon fast in meine Zeit dort 1928 und 1929. Beim zweiten Mal war ich zwölf Jahre alt und lief nach Kuling rauf einen Teil zu Fuß; den Rückweg am Schluß machte ich mit meinem Vater zusammen ganz zu Fuß, meine Mutter und jüngeren Geschwister in Sänften.

Es waren herrliche Sommer. Wir genossen die Anwesenheit so vieler anderer Ausländer, besuchten eine englische „Summer School", machten große Ausflüge, pflückten in der Wildnis um unseren von Amerikanern gemieteten Bungalow die herrlichen Lilien, blaue Glockenblumen und viele andere.



Familie Steybe (Berta hinten rechts) in Kuling, 1928
Quelle: StuDeO-Fotothek P2707

1979 sahen wir bei einem Abstecher alles wieder. In den Häusern machten fröhliche junge chinesische Arbeiter auf Staatskosten einen dreiwöchigen Urlaub, wie sie meinten, den einzigen ihres Lebens! Aber heute können Zehn-, ja Hunderttausende Urlaub machen. Das hätte damals niemand gedacht.

Ja, das ganze Heft ist wieder sehr interessant und ganz im Sinne von Pastor Müller. Bei meinem Briefauszug ist leider das chinesische Streichinstrument falsch geschrieben. Es heißt nicht Erku, sondern Erhu.

Berta Kleimenhagen-Steybe, Stuttgart

Das Septemberheft 2006 hat mich dazu bewegt, bei StuDeO Mitglied zu werden. Ich finde die Berichte so spannend, daß ich durch meine Mitgliedschaft sicherstellen möchte, daß ich sie auch weiterhin lesen kann. Ich danke Ihnen für Ihre Arbeit.

Peter Kröger, Monheim

Besten Dank für die Hereinnahme meines Artikels in das Septemberheft. Nur ist bei der Übertragung leider ein Fehler entstanden. Auf Seite 24, linke Spalte, 2. Absatz sollte stehen: „Die Gesichter der Holländer wurden lang und länger ..." (und nicht die Gesichter der Indonesier).
Wir hatten Besuch von einem Franziskaner-Pater aus Nias, der viel von dem Furchtbaren dort erzählte. – Momentan habe ich Schwierigkeiten mit der Deutschen Botschaft in Jakarta. Seit mehr als 30 Jahren senden wir Geld an einen Bauern in Sarangan, der das Grab meiner dort verstorbenen Schwester versorgt, auch in den Jahren vorher, als noch überhaupt kein Kontakt möglich war, hatte er das gemacht. Ein freundlicher Brief pro Jahr ging hin und her, und nun herrscht totales Desinteresse oder Ablehnung.

Hanns Hachgenei, Aschaffenburg

Vereinsnachrichten

♦ Mitglieder

Wir freuen uns, neun neue Mitglieder begrüßen zu dürfen. Mit ihnen zählt das StuDeO 421 Mitglieder. Neu hinzugekommen sind:
Peter Drebing (Sumatra 1935-1941; Shanghai 1941-1946);
Dieter von Hanneken (Tientsin 1914-1919, 1924-1925)
Peter Kröger (Hongkong 1938/1939)
Christian Macke (Tientsin 1925-1928)
Claudia Markevich-Brann (Tientsin 1925-1939; Peking 1939-1948; Shanghai 1948-1950)
Erika Münz-Pötting (Sumatra 1938-1941; Yokohama, Sengokuhara 1941-1947)
Vicky Peters-Bigony (Taiwan 1954-1971, 1986-1989; Japan 1971/1972)
Heike Sattler-Poppenhäger
Dr. Johann G. Thieme (Japan und Shanghai 1941-1946)

♦ Beiträge

Wie üblich liegen den Dezemberheften Überweisungsformulare für das StuDeO-Konto in Hannover bei, mit dem Sie bitte zeitig Ihren Mitgliedsbeitrag für 2007 entrichten bzw. dem Verein eine Spende zukommen lassen wollen.
Diejenigen, die den Mitgliedsbeitrag für 2006 noch schulden, bitten wir, ihn alsbald zu entrichten. Die technischen Angaben für die Überweisung finden Sie auf Seite 2.
Besonders dankbar sind wir wiederum für alle Spenden, die in diesem Jahr eingegangen sind.

♦ Archiv

Wieder ist viel wertvolles Material – Bücher, Manuskripte und Bilder – ins Archiv gelangt. Dafür sei allen Einsendern herzlich gedankt. Als besonders erfreulich seien stellvertretend die Zuwendungen von Barbara Bieling, Ingrid Eggers, Hilmar Haenisch, Peter Hauer, Ellen Hildebrandt, Inge Huetter, Peter Kröger, Ingeborg Kutzbach und Wolfgang Stange erwähnt.
Gustav Hake übergab eine CD mit den überarbeiteten Lebenserinnerungen seiner Mutter Claire, die 1924-1941 auf Sumatra und 1941-1946 in Shanghai lebte. Paula Lauterbach geb. Dieckmann stellte einen heiteren Familienfilm aus Shanghaier Kindertagen zum Kopieren zur Verfügung.

♦ Fotothek

Bei dem im Septemberheft veröffentlichten Foto P1845 konnte Reimar Mucks in Nr. 9 Carl Rossow erkennen, der ein guter Freund seines Vaters Walter Mucks war. Vielen Dank.
Zum Identifizieren stellen wir nachstehend eine Aufnahme in Gänze und daneben eine Ausschnittsvergrößerung vor.
Auskünfte und Hinweise bitte an ***

(***) Hinweis: der Klarname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe

Konfirmationsfeier am 12. Mai 1940 im Sommerpalast bei Peking für die Konfirmanden Sibylle (Billa) Wang (Nr. 12), Jürgen (Nr. 22) und Peter (Nr. 25) Stickforth. Die Gäste sind: Linde Wang (Nr. 2), Didi Wang (Nr. 3), Schwester Julchen Schuler (Nr. 4), Liane Wang (Nr. 5), Claus Stickforth (Nr. 6), Suse Wang (Nr. 10), Schwester Christine (Elisabeth) Ottmar (Nr. 11), Oberschwester Anna Schönleber (Nr. 13), Ruth Wang geb. Kettner (Nr. 14), Schwester Helene Bayha (Nr. 15), Helene Stickforth (Nr. 17), Pastor Hellmut Lehmann (Nr. 18), John Stickforth (Nr. 19), Schwester Auguste Ernst (Nr. 20), Herr Wang Yin-tai ? (Nr. 21), Dr. med. Kurt Stickforth (Nr. 24) Quelle: StuDeO-Fotothek P5882

Inhalt

Basisinformationen zu StuDeO 2
Grußadresse des Vorsitzenden 3
Reinhard Gilster: Die Weihnachtsbotschaft 3
Geburtstagsgratulationen 4
Verstorbene Mitglieder und Freunde 5
Hilke Veth: Mit Gerhard Fischer in Tamil. Zu seinem Tod am 3. Juli 2006 6
Dirk Steenken: Trauerrede/Nachruf auf Gustav Steenken 8
Marianne Jährling: Die „Unvollendete“ im Beschermingscamp Tjibadak. Zum Titelbild 9
Ein Tag im Beschermingskamp. Im Schutzlager Tjibadak von Juli 1940 bis Mai 1941 11
Fritz Sommer: Aus meinem und meiner Familie Leben, 3. Teil 14
Bernd Melchers: Die Lochan von Ling-yän-si 18
Ernst Otto Birkenbeil: Im „Inaka“ von Japan 21
Jürgen Lehmann: Rotraut Bomford geb. Kissendorfer. Lebensweg einer Lehrerin im 20. Jahrhundert 23
Adolf Felsing: Die Nachkriegszeit in Harbin 1945-1950, 1. Teil 26
Peter Hütz: Singapore 1959 30
Christiane Zwick: Zwischen Rikscha und Reifeprüfung. Ehemaligentreffen deutscher Schüler aus Shanghai 32
Renate Jährling: Buchempfehlungen 34
Vermischtes: Erinnerungen an unseren Lehrer Gustav Steenken – Zuschriften – Leserbriefe 35
Vereinsnachrichten 37

„Ostasien-Runden“ in Hamburg

Als Termine bitte vormerken:

Sonnabend, 31. März 2007
Sonnabend, 3. November 2007
jeweils 12.00 Uhr mittags

im Chinarestaurant **„Nl HAO“**
in der Wandsbeker Zollstraße 25-29

Anmeldungen jeweils bis spätestens eine Woche vorher bei Peter Cortum

Chinarunde München

Die Termine im nächsten Jahr:

Samstag, 3. März 2007
Samstag, 10. November 2007
jeweils um 12 Uhr im
China Restaurant CANTON
Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2

Anmeldungen bitte richten an:
Marianne Jährling
Renate Jährling ***

Ostasiendeutsche/-freunde von überall herzlich willkommen!

Landhaus Schloß Kölzow in Mecklenburg

bietet einen schönen Rahmen für Begegnung und Erholung inmitten heiler Natur.
Für StuDeO-Mitglieder 20% Nachlaß.

Detlef und Ute von der Lühe

info@schloss-koelzow.de, www.schloss-koelzow.de

Khoo, Salma Nasution: More than Merchants. A History of the German-speaking Community in Penang 1800s-1940s.

Penang: Areca Books 2006, 128 S., 170 Fotos. ISBN 983-42834-1-5. US $ 20,00.

Der Verfasser des Beitrags “Singapore 1959” in diesem Heft, Peter Hütz, empfiehlt die Lektüre dieses Buches wegen dessen gründlichen Darstellung der Geschichte der deutschsprachigen Gemeinde in Penang zwischen 1800 und 1940.
Peter Hütz ist auch bereit, bei der Beschaffung des Buches Hilfestellung zu leisten.

Wolfgang Müller Haus

Machen Sie Urlaub in der kleinen Gemeinde Kreuth im Wolfgang Müller Haus inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wanderwegen befindet sich ringsum, und für Sportlichere bieten hohe Berge und steile Bergspitzen hübsche Anreize.
In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, befindet sich der Tegernsee. An Regentagen oder bei stürmischem Wetter bieten Bücher und Spiele sowie eine Stereoanlage willkommene Möglichkeiten zur Muße. Wenn Sie im Archiv recherchieren wollen, genießen Sie zugleich ein paar ruhige Tage.
Unkostenbeitrag pauschal 25,00 € pro Tag.
Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Renate Jährling oder *** (s. Seite 2).

(***) Hinweis: der Klarname des Autors erscheint nur in der Druckausgabe